# Girandola.

Dritter Band.

# Girandola.

Novellen

von

**Bernd von Guseck.**

**Zweite Ausgabe.**

Dritter Band.

Leipzig.
Hermann Costenoble.
1860.

# Inhalt.

# Die Versuchung.

## 1.

Auf Bergen wohnt Freiheit! Das junge Mädchen fühlte es, das wie eine schlanke Gems von Klippe zu Klippe sprang, allen Fesseln entronnen, womit sie Schulzwang und Convenienz bisher umschlossen hielten. Der Morgenwind hatte ihr den Hut geraubt, weit über die Kluft hinabgeführt in ein fremdes Thal, sie jauchzte ihm nach und löste zum Ueberfluß auch die braunen Flechten ihres Haares, daß es in reicher Fülle um ihre zarten Schultern flatterte. Ein leichtes Gewand, hoch geschürzt, gab ihr Behendigkeit, ihre Brust trank in durstigen Zügen die reine Bergluft, vom raschen Laufe war die Rosenglut ihrer Wangen höher angefacht, ihre dunkeln Augen strahlten, wie vor Begeisterung.

Hier sollte sie wohnen, die Berge täglich sehen, täglich besuchen, — entzückender Gedanke! Wie war ihr Alles neu, wunderbar, zauberschön! Die Ge-

birgswelt ging ihr zum ersten Male auf, sie schwelgte mit trunkenen Sinnen in der niegekannten Lust freien Umherschweifens; oft stand sie still, wenn sie eine Stätte erreicht hatte, welche sie besonders anzog: bald war es ein kühner Felsenvorsprung, der den Blick in jähe Tiefen oder hinaus in die mattgoldene Ferne des ebenen Landes irren ließ, bald ein sprudelnder Quell, dessen Klarheit zum Trinken verlockte, bald wieder eine heimliche, traute Stelle im dunkeln Gebüsch, wo das Rauschen der Bäume, das Flüstern des Laubes fremd klang und süß zugleich, ein Wiegenlied für die Seele. Doch weilte die Einsame nirgend, sie wollte nicht träumen, sie war nicht weich oder schwärmerisch gestimmt — jubelnder Frohsinn lachte aus allen Zügen ihres Gesichts, aus jeder Bewegung der anmuthigen jungen Glieder. Bergan ging ihr Lauf, der höchsten Kuppe zu.

Es war noch früh am Morgen. Der Thau blitzte im hohen Grase, die Sonne warf ihre Lichter kaum in das Thal, aus welchem das rosige Kind, einer kecken Laune folgend, entsprungen war. Hoch oben stand sie nun, angeglüht und verklärt von Strahlen, sie breitete die Arme aus in trunkenem Entzücken, die Lüfte trieben ihr Spiel mit den Locken, mit dem weißen, wehenden Gewande, das sie von fern erkennbar machte. Sie sah hinab. Da lagen

die hellen, freundlichen Häuser am Fuße der waldigen Höhen, die Gärten prangten in aller Frühlingslieblichkeit mit frischem Grün und schimmernden Blüten, das Mädchen erkannte im Garten ihres Vaters mit leichter Mühe die Mutter, welche schnell ging, vielleicht um den Flüchtling zu suchen, der einen lauten Ruf hinabschickte, freilich vergebens. Zum andern Abhange jetzt! Wie verschieden der Anblick! Einen dunklern Charakter trug dies Thal, schärfer gezeichnete Bergmassen ragten drüben, mit Tannen besetzt und einzelnen Eichen, riesigen Wuchses; ein langgedehntes Dorf mit geschwärzten Dächern zog sich an dem Wildbache hin, der schäumend durch das Thal schoß. Höher hinauf lag ein stattliches weißes Haus, dessen Schornstein eine leichte Rauchsäule in den klaren Morgenhimmel sandte. — „Das gefällt mir weniger!" sagte die Schauende, indem sie nach einer dritten Seite ging. Hier erschrak sie und bebte zurück. Ein Kesselthal mit schwarzen, schauerlich zerklüfteten Felsenwänden starrte sie an, es war wie ein Blick in das Grab und sie wagte nicht, zum zweiten Male hinzuschauen. Langsam schlich sie von der gefährlichen Stelle, wo das überhängende Gestein mit ihr in den Abgrund stürzen konnte, hinweg. Es war auch Zeit, an die Heimkehr zu denken. Die Mutter hatte gewiß Angst

um sie, das fiel ihr jetzt zum ersten Mal auf das Herz und beflügelte ihre Schritte. Sie liebte ihre Mutter mit aller Innigkeit ihres Gemüths; die Mutter war ihr Ideal, ihr Idol, nur auf sie war Alles berechnet, was das Mädchen that oder dachte, und sie warf sich jetzt bitter vor, sie vernachlässigt, vergessen, gekränkt zu haben! Rascher, als sie aufgestiegen war, eilte sie den Berg hinab, der scharfe Granit, der hier und da die Erdhülle durchbrochen hatte, zerriß des Mädchens Schuhe und that ihr empfindlich weh, die Dornen haschten nach ihrem Kleide, mehr als einmal mußte sie umkehren und einen andern Pfad thalwärts suchen, weil sie an steile Hänge gerieth. Sie wurde ungeduldig, ihr Enthusiasmus war verraucht, immer schlechter wurde ihre Laune und endlich zum Mißmuth, als sie mehrmals wieder an dieselbe Stelle kam, von welcher sie nicht grade hinab konnte. Unter ihr lag das Dorf, sie rief ängstlich, aber ihre schwache Stimme verhallte ungehört. Da befiel sie eine große Angst und sie eilte zum vierten Male, in anderer Richtung einen Weg zu finden. Abwärts eine Strecke, dann mußte sie Klippen ausweichen, wechselnd bergauf, bergab, das dichte Haselgebüsch machte sie irr, sie bog rechts und links, alle Aussicht in das Thal war verschwunden, mit ihr des Mädchens Standhaftigkeit, sie

weinte laut. Da gewahrte sie wieder eine lichte Stelle, mit klopfendem Herzen und ihrer letzten Kraft eilte sie dorthin, aber verzweifelnd sank sie zur Erde, als sie den senkrechten Absturz sah und das schwarze, grauenhafte Kesselthal, das zu ihr hinaufgähnte, als verlange es ihren Leib zum Opfer.

Jetzt war die Verirrte nicht mehr fähig, nach Rettung zu suchen, sie lag in wilder Trostlosigkeit am Boden. Was sollte aus ihr werden? Ihre Kraft war erschöpft, sie konnte sich selbst nicht helfen, kein Mensch wußte sie zu finden — schon wähnte sie den Hunger, von dessen Qualen sie gelesen hatte, leise zu fühlen, Gedanken des schrecklichsten Todes begannen, wie gierige Spinnen, ihre Geister mit Netzen zu umweben — ihr Blick, der sehnsüchtig den Vögeln im Blau gefolgt war, sank nun verdunkelt in die Tiefe, aus der ein schwarzer See, wie eines Basilisken Auge, zu ihr emporschaute. „Nur Gewißheit!" jammerte sie. „Gewißheit, daß ich verloren bin! Dann Muth und ein rascher Sprung! Aber es ist ja nicht möglich, ich kann ja nicht untergehen, es wird doch ein Mensch in meine Nähe kommen, heut oder morgen!" — Dann dachte sie wieder an ihre Mutter und rang die Hände; ihr leidenschaftliches Wesen verzehrte den Rest ihrer Spannkraft.

In den Bergen war es still, hoch oben schifften die Wölkchen an der steigenden Sonne vorüber, zwei Raubthiere kreisten in der Luft. Plötzlich fiel ein Schuß, ganz nah, sein Echo brach sich zehnfach in der Runde, einer von den Vögeln überschlug sich und stürzte taumelnden Falles herab. Die Verlassene hörte den Schuß, vor dem sie sonst laut geschrieen hätte, mit entzückter Freude, sie sprang neubelebt auf und rief nach Hülfe. Der Retter nahte, sie hörte seinen Tritt, sie hörte, wie er seinem Hunde pfiff, wie er die Büsche zur Seite bog und eilig war! Ihre Phantasie glühte.

Da trat aus dem Buchengesträuch, durch welches sie ihm entgegen flog, ein Mann im grünen Jagdkleide, kein Jüngling, wie ihr romantisches Gefühl verlangte, sondern ein alter, dürrer Mann, einfach, sogar unsauber gekleidet und — sie mußte sich gestehen — von ziemlich gemeinem Ansehen.

„Was Donnerwetter!" rief er stutzend, als er die zierlich gekleidete Fremde erblickte. Sie bat ihn dringend, ihr den Weg nach Dornberg hinab zu zeigen, sie habe sich verirrt.

Der Jäger lachte sehr unhöflich. „Verirrt, Mamsellchen?" sagte er. „Wer Teufel kann sich hier auf dem Frauenberge verirren? Sie sehen ja

Ihr Nest unten liegen, brauchen nur hinunter zu gehen."

„Aber ich finde keinen Steig," äußerte sie kleinlaut, nach dem Kesselthale zeigend.

„Ja, dort freilich nicht!" rief der Jäger, noch lachend. „Warum wollen Sie denn absolut durch die Hexenküche? Hier kämen Sie freilich nicht ganzbeinig hinunter. Aber drüben, überall, wo Sie wollen."

Er schritt voran, sie folgte mit Freuden. Da führte er sie an die Stelle, wo sie schon dreimal umgekehrt war. — „Sehen Sie, da liegt Dornberg," sagte der Alte, „gehen Sie nur getrost hinunter."

„Hier?" rief sie ängstlich. „Das ist ja furchtbar steil!"

„Steil?" sagte der Jäger. „Reden Sie doch nicht einfältig, hier will ich einen Jungen 'runter schicken, der erst seit vier Wochen laufen kann." — Er stieß einen Stein hinab, der in schnellen Sprüngen die Tiefe erreichte. — „Sehen Sie, es ist lächerlich, von steil zu reden. Sind gewiß eine Stadtdame, mit Respect zu melden?"

Das Mädchen war entrüstet über des Alten Grobheit, aber sie durfte es nicht äußern, denn er

blieb ihre einzige Rettung. — „Würden Sie mich für eine anständige Belohnung nach Dornberg begleiten?“ fragte sie, ohne seine Rede zu beantworten. „Mein Vater ist der Baron Hohenried, er wird gewiß dem Retter seiner Tochter nicht undankbar sein.“

„Ach, dummes Zeug!“ sagte der Waidmann. „Hat sich was zu retten! Ihr Vater würde Sie auslachen und mich dazu, wenn ich mich damit breit machen wollte. Courage, Mamsellchen! Haben Sie sich doch nicht! — Na, ich sehe schon, es hilft kein Zureden, kommen Sie nur, ich werde Sie führen.“

Sie hing sich zitternd an seinen Arm und wagte den gefährlichen Gang, auf welchem sie noch manche unfeine Rede des Alten hören mußte. Als sie an den letzten Abhang kamen, der nicht hoch, aber wirklich steil war, sagte der Jäger: „Soll ich Sie auf den Arm nehmen oder werden Sie springen?“ — Sie schämte sich und sprang. Der Jäger kam ihr nicht nach, sie sah sich um, er stieg rüstig wieder aufwärts und grüßte sie nur mit der Hand, ihren Ruf, ihre Bitte, wenigstens ein Frühstück bei ihrem Vater anzunehmen, nicht beachtend.

Rasch eilte sie nun dem Hause zu, wo man um ihr langes Ausbleiben sehr besorgt war. Die Mutter

machte ihr Vorwürfe, welche sie lachend von sich wies, der Vater ließ sich ihr Abenteuer schildern. Sie that es mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit, im Feuer der Erzählung durchlebte sie Alles noch einmal, sie zitterte, als sie ihrer Verlassenheit erwähnte und wie sie geglaubt, dort oben verschmachten zu müssen und wie sie nirgends Rettung zu finden gewußt. Der Vater hörte sie mit gewohntem Ernste an und fragte, als sie immer wieder von ihrer Verzweiflung sprach: „Liebe Lucie, fiel es Dir nicht ein, daran zu denken, daß Du in einer höhern Hand stehst?"

Sie sah den Vater an, und flüchtig die Mutter, welche vor dem Spiegel ihre Locken ordnete. — „Ich war zu sehr außer Fassung," erwiederte sie dann, „Wunder geschehen nicht mehr. Aber, mein Gott, wie spät schon!" Sie entsprang nach ihrem Zimmer, um Toilette zu machen, die Eltern blieben allein.

Lauschend sah die Baronin im Spiegel nach ihrem Gemahl und eine flüchtige Röthe kam und verschwand auf ihren Wangen. Der Freiherr ging mit langsamen Schritten auf und ab, sein strenges Antlitz war unbewegt, eine düstere Falte lag zwischen seinen schwarzen Brauen. Endlich blieb er stehen, die Baronin bemerkte, daß er den Blick auf sie richtete, ihr Herzschlag wurde stärker, der Spiegel erblindete von ihren raschern Athemzügen.

„Antoinette,“ sagte er mit tiefer Stimme.

Sie legte eben die letzte Hand an ihren Lockenbau und fragte nachlässig: „Nun?“ — Aber ihre schönen Finger zitterten. Da er nichts weiter sagte, drehte sie sich mit vollkommner Selbstbeherrschung um und fragte sanft: „Was hast Du, lieber Hohenried?“

Er sah ihr forschend in die schwarzen Feueraugen und seine Stirne wurde immer finsterer. Gewaltsam schien er den Ausbruch seiner innern Gährung zu unterdrücken, und nur sein Ton verrieth sie, als er sagte: „Was habt ihr — Du und die Welt und die feine Erziehung — aus meinem Kinde gemacht! Von Eitelkeit, überreizter Phantasie, sogenannter Weltbildung ist ihr herrliches Gemüth unterdrückt, die ächten Tugenden des Weibes: Demuth, Sanftmuth, Geduld sind ihr so fremd geblieben, als unser heiliger Glaube! Wenn ich mir meine Lucie denke, wie sie harmlos, anspruchslos, gemüthvoll als Kind war und nun!“

Die Baronin hatte ein ganz anderes Thema des Gesprächs erwartet, sie athmete sehr erleichtert auf und erwiederte freundlich: „Du übertreibst, Hohenried. Daß ein junges Mädchen etwas eitel ist, daß ihre Phantasie von dichterischen Bildern ergriffen und

beschwingt wird, kann ich für kein Unglück halten, ebensowenig ihre Grazie und vollendete Tournure. Die gerühmten weiblichen Tugenden, namentlich die Geduld, wird sie schon lernen, wenn sie einst heirathet und eine Frömmlerin, das gestehe ich frei, habe ich aus meinem Kinde nicht machen wollen."

„Lieber eine Frömmlerin, als —" hier unterbrach sich der Baron selbst in seinem heftigen Aufbrausen. Eine Weile ging er wieder vor der verstummten Gattin auf und ab, dann sagte er: „Und diese unglückliche Neigung zu Extremen! Jetzt ausgelassen fröhlich, vor Uebermuth jauchzend — in der nächsten Minute durch den kleinsten Umstand verstimmt, unglücklich, zur Verzweiflung getrieben. Verzweiflung ihr drittes Wort! Wehe ihr, wenn sie einmal wirkliche Veranlassung zu Gram und Kummer hätte! Wie sollte sie ihn tragen, da sie keine Religion hat!"

„Keine Religion!" rief die Baronin. „Ich bitte Dich, Hohenried, wie kannst Du so sprechen!"

„Soll ich es Religion nennen," versetzte Hohenried heftig, „daß sie zuweilen im höchsten Schmuck in die Kirche geht oder eine poetisch-moralische Betrachtung liest, wenn ihr einmal Sonntags der schwarzgoldene Maroquinband und ihr Christenthum einfällt?"

„Du bist ungerecht!“ sagte die Baronin. „Lucy ist gut.“

„Wer leugnet das?“ rief der Gemahl. „Sprech' ich davon? Lucie ist gut, aber ich will, daß sie gut bleiben soll, gut und tugendhaft. Es ist Manche gut gewesen, Antoinette, und doch gefallen.“

„Empörend!“ rief sie. „Was wirst Du noch für Möglichkeiten, für Gespenster ersinnen! Wie kannst Du nur im Entferntesten den Gedanken haben, daß es möglich —“

„Laß gut sein, Antoinette,“ unterbrach sie der Baron. „Ich sage nur noch, was Jeder für sich selbst thut, mag er mit Gott und seinem Gewissen verantworten, aber eine vernachlässigte, oder absichtlich verderbte Erziehung wiegt so schwer, als ein Mord, ja schwerer, denn es ist ein Mord an der Seele, an dem unsterblichen Theile des Menschen.“

„Diese finstere Denkungsart!“ seufzte die Baronin. „Gott, wie wenig passen wir doch zusammen.“

Er überhörte, in seine Gedanken vertieft, ihre Aeußerung, welche in jeder Hinsicht nur Wahrheit enthielt. Der Freiherr war weit älter als seine Gemahlin, ein Mann von den strengsten Grundsätzen, unbeugsam, geselligen Freuden abhold; sie dagegen stand in der vollsten Blüte weiblichen Reizes, liebte

den Frohsinn und die Welt, gefiel gern und lebte der Gegenwart.

„Wir trennen uns morgen," begann der Baron wieder. „Meine Reise wird mich diesmal länger entfernt halten, als gewöhnlich. Darum wünsche ich, daß Du während meiner Abwesenheit hier bleibst, aber auch wirklich hier, alle Ausflüge, etwa nach der Stadt zurück, müssen wegfallen. Hörst Du, Antoinette, es ist mein ernstlicher Wille."

„Du gibst mir ja förmlich Arrest," sagte sie unmuthig.

„Hab' ich etwa nicht Grund dazu?" rief er. „Soll ich, wie ein Türke, mein Haus in Gottes Namen abbrennen lassen, und keinen Versuch machen, es zu löschen, zu erhalten? Zwinge mich nicht zu weitern Erörterungen, die uns Beiden unerfreulich sein müssen."

Sie glaubte aber, sich in Vortheil zu setzen, nahm all' ihre Kraft zusammen, um ihr Inneres nicht zu verrathen und sagte: „Ich habe keine Erörterung zu scheuen. Worauf Du anspielst, verstehe ich sehr gut, doch trifft mich kein Vorwurf. Was kann ich dafür, wenn ich ein flüchtiges Wohlgefallen errege, das ich nicht im Mindesten aufmuntere? Verlangst Du etwa, daß ich mich von Kopf zu Fuß in Schleier

hüllen oder mein Gesicht braun färben soll, um die Männer abzuschrecken? Du bist grundlos eifersüchtig — und glaube mir, Hohenried, es ist nicht wohlgethan, wenn der Mann seiner Frau kein Vertrauen schenkt."

Er lächelte bitter. — „Wenn aber das Vertrauen getäuscht wird, Antoinette?" fragte er, ihre Hand mit starkem Griffe fassend.

Sie entzog sie ihm und erwiederte, mit zuckenden Lippen lächelnd: „Ich habe Dein Vertrauen noch nie getäuscht. Denn," setzte sie still in Gedanken hinzu: „ich habe es noch nie besessen — und was hab' ich mir denn vorzuwerfen? Bin ich ihm denn nicht immer treu geblieben?"

## 2.

Das Dorf mit den ärmlichen Hütten, langgedehnt im engen Thale am schäumenden Wildbache — das Dorf, welches Lucie von dem Frauenberge nicht eben wohlgefällig betrachtet hatte, hieß Schwarza, und das helle, stattliche Haus am Ende desselben war die Wohnung des Oberförsters. Hier regte sich heut ein ganz besonderes wirthschaftliches Treiben, die Mägde rannten geschäftig hin und her, in der Küche loderte

ein mächtiges Herdfeuer, an welchem gekocht und gebraten wurde, alle Zimmer waren gescheuert, die Fenster spiegelklar. Schon seit einer Stunde schritt der alte Oberförster im Hofe auf und ab, er hatte sich in die Staatsuniform geworfen und den Hirschfänger im goldenen Koppel an der Seite; drinnen war die Hausfrau beschäftigt, ihre zahlreichen Kinder zu putzen; nur der neue Gast, der seit gestern — und auf längere Zeit — nach Schwarza gekommen war, schien sich nicht in die allgemeine Anordnung fügen zu wollen, denn er sah noch immer in seinem eleganten Schlafrocke aus dem Fenster seines Zimmers im obern Stocke. Der Oberförster ärgerte sich über ihn — zum Teufel! er hatte sich doch einmal in seine Lehre gegeben und wenn er auch noch so vornehm war, konnte er immer dem Herrn Grafen, dem die Herrschaft gehörte, einige Aufmerksamkeit erweisen. Mehrere Winke, das man den Herrn jeden Augenblick erwarten könne, gingen, so laut sie der Förster gab, verloren — er freute sich daher, deutlicher werden zu dürfen, als er einen seiner Leute, den alten Adam, der eben heimkehrte, noch im schlechtesten Jagdkostüm erblickte.

„Nun, Adam, plagt Dich der leibhaftige Satan,“ rief er ihm entgegen, „daß Du so lange bleibst? Seine gräfliche Gnaden können kommen, ehe man

sich's versieht und Du bist im Stande, so vor Ihnen zu erscheinen — ich glaube gar, der Kerl ist noch nicht rasirt — vom Sonntage her! Wer zu meinem Hause gehört, und mag er sein, wer er will, soll dem Herrn Grafen Respect zeigen."

„Nun, nun, Herr Oberförster!" brummte Adam. „Es ist noch lange Zeit, der Graf kann nicht fliegen und ich auch nicht. Auf dem Frauenberge, wo ich den Burschen hier 'runterblies — er zeigte auf den erlegten Raubvogel — mußte ich ein junges Ding aus der Stadt, das sich verirrt haben wollte, nach Dornberg führen, da ist mir die Zeit knapp geworden. Ich werde nicht lange machen." — Er strich sich mit der Hand über das bartstarrende Kinn und ging nach der Jägerstube.

Der junge Mann im Fenster hatte das Gespräch mit angehört und war durch Adam's Bericht frappirt worden. — „So hat mich mein Fernrohr nicht getäuscht," sagte er bei sich selbst. „Sie war es ganz gewiß; sie wollte mir ein Zeichen geben, daß sie angekommen sei. Ich muß den Alten befragen."

Er hatte am Morgen aus seinem Fenster planlos mit dem Fernglase nach den ausgezeichnetsten Punkten der schönen Berglandschaft geschaut und auf einer Kuppe die weiße Gestalt erblickt, die er nun erkannt

zu haben glaubte. Rasch warf er sich jetzt in die Kleider und erschien bald, ein Muster geschmackvollen Anzugs, zur großen Zufriedenheit des Oberförsters auf dem Hofe.

„Sie werden einen Mann kennen lernen, Herr von Zehsen,“ sagte der Alte, „ich kann Ihnen versichern, nur einmal in der Welt gibt es einen Herrn, wie unsern.“

„Ich kenne den Grafen Königsborn schon,“ erwiederte Zehsen. „Es ist mir angenehm, ihn wiederzusehen. Kommt er oft in die Gegend?“

„Selten,“ versicherte der Förster. „Schwarza macht die Grenze, auch ist hier kein Aufenthalt für solche Herren, wenn ihn nicht einmal die Jagd herbeiführt, sehen wir ihn das ganze Jahr nicht. Heut' will er jedoch Revision halten und bleibt die Nacht hier.“

Der Jäger Adam ließ sich wieder blicken, er hatte sich nach Kräften herausgeputzt, sogar eine weiße Binde unter das schwarze Halstuch gelegt und sah ganz ehrbar aus.

„Sagt einmal, Alter,“ fing Zehsen an, „Ihr habt oben auf jener Höhe eine Dame getroffen? Könnt Ihr mir sagen, wie sie aussah? Ich glaube sie durch mein Fernglas erkannt zu haben.“

„Erkannt?“ wiederholte Adam. „Nun, dazu braucht man doch kein Sperfectiv, um zu erkennen, wenn auf dem Frauenberge Jemand steht, noch obendrein weiß angezogen.“

„Ich meine, eine Bekannte von mir glaube ich gesehen zu haben,“ erklärte Zehsen. „Wie sah sie denn aus? War sie hübsch?“

„Hübsch? I Gott bewahre!“ sagte Adam. „Ein Ding zum Zerbrechen, Hände und Füße jämmerlich klein, nichts Vollkommenes wie die Haare — kuriose Mode, wie sie die Haare trug! Die Vornehmen werden immer verrückter. Hingen ihr um den Kopf wie eine Pferdemähne.“

„Und war es eine Frau oder ein Mädchen?“ forschte Zehsen unbefriedigt weiter. „Wie alt ungefähr?“

„Ja das kann man beim Frauenzimmer nicht sehen,“ erwiederte Adam. „Wie alt, das weiß ich nicht, aber es war weder eine Frau, noch ein Mädchen, sondern ein pures Kind.“

„Das ist ihre Tochter!“ dachte Zehsen, plötzlich in's Klare gesetzt. „Das ist ihr Kind, das aus der Pension kommen sollte. Nun so weiß ich doch, daß sie angekommen ist.“

Des Alten hinzugefügte Bemerkung: „sie habe

ihm auch den Namen ihres Vaters, eines Barons, genannt, der ihm jedoch nicht mehr erinnerlich sei —" bestätigte Zehsen's Vermuthung.

In diesem Augenblick fiel ein Schuß auf der nächsten Höhe. Der Oberförster hatte dort einen seiner Leute postirt, der die Bergstraße im Auge behalten mußte, um die Ankunft des Grafen sogleich durch einen Signalschuß zu melden. Es rannte nun Alles durch einander, hier und da war noch etwas zu thun, im Hause klang die helle Stimme der Wirthin, welche dringende Befehle gab, der Oberförster rangirte seine Untergebenen, welche sich aus dem ganzen großen Reviere eingefunden hatten und ging mit ihnen dem Grafen entgegen.

Der Graf kam zu Pferde, nur von einem einzigen Jockey gefolgt. Als er zu seinen Forstbedienten gelangte, stieg er ab, hörte die Meldung des Oberförsters an, gab ihm die Hand und begleitete ihn zu Fuß zurück. Herr von Zehsen, der im Hofe geblieben war, konnte Alles sehen. Jetzt machte er sich gleichfalls auf, den Grafen zu begrüßen.

Dieser hatte durch seinen Beamten schon von seiner Anwesenheit gehört und rief ihm von Weitem zu: „Ist es möglich, Herr von Zehsen? Sie wollen hier dem edlen Waidwerk obliegen?"

„Ich will es hier lernen, Herr Graf," sagte Zehsen, und nach gewechselten Höflichkeitsbezeugungen fuhr er fort: „Meine Wälder sind nicht unbedeutend und ich will mir Einsicht in das Forstwesen verschaffen, um selbst bei ihrer Verwaltung thätig zu sein. Unter der Leitung dieses würdigen Mannes, dessen praktische Kenntnisse mir allgemein gerühmt wurden, hoffe ich etwas zu lernen."

Der geschmeichelte Oberförster unterbrach ihn durch ein: „Bitte recht sehr!" und beide junge Männer — denn auch Graf Königsborn war kaum in die zweite Hälfte der Zwanziger getreten — vertieften sich in ein Gespräch über Oekonmie, wo Zehsen freilich mit wunderlichen Ideen zum Vorschein kam.

Auf dem Hofe des Jagdhauses wurde der Grundherr von der Oberförsterin bewillkommt, dann trennten sich die Versammelten, weil der Graf noch vor Tische einige Geschäfte beseitigen wollte; Zehsen unternahm einen Spaziergang, die Jäger, welche sämmtlich zum Essen geladen waren, schossen nach der Scheibe, wozu der Graf Preise aussetzte.

Der Mittag kam, die Langeweile, die den Neophyten der Forstwissenschaft bereits auf eine Marterbank spannte, wurde durch die Freuden der Tafel nicht verscheucht, denn sein Gaumen war verwöhnt

und die Unterhaltung, so lebhaft sie geführt wurde, betraf Dinge, welche ihm fremd oder höchst gleichgültig waren. Nur die entzückende Aussicht auf eine nahe Zukunft hielt ihm einigen Trost vor.

„Es ist doch ein Elend," sagte Adam nach Tische zu der Oberförsterin, mit der er sich öfters aussprach, „es ist ein Elend, wenn der Mensch vom hellen lichten Tage nichts weiß. Das will nun ein Waidmann werden und spricht von Hasenohren und Fuchsschwänzen und solchem Zeuge mehr. Glauben Sie, daß es ihm Ernst ist um die Jägerei? Mir soll er nicht kommen und ich glaube, ich bin ihm auf der Fährte."

„Wie so, Adam?" fragte die Oberförsterin. „Warum sollte es ihm nicht Ernst sein, da er doch zu uns gekommen ist?"

„Sprechen Sie nur einmal mit seinem Jäger, wie der Kerl sich untersteht zu heißen," erwiederte Adam. „Der Kerl ein Jäger! So gut kann ich des Pastors Pudel zum Saupacker gebrauchen. Daß ein hochlöbliches Oberlandjagdamt leidet, Bedientenvolk Jäger zu nennen! — Der geputzte Bengel kann kein Gewehr ordentlich laden, hat vielleicht höchstens einmal Flöhe gejagt —"

„Adam, werden Sie nicht wieder stark," fiel die

Oberförsterin ein, „Sie wissen, ich liebe das nicht. Herr von Zehsen versteht nichts von der Jägerei, darum will er sie eben lernen.“

„Der lernt in seinem Leben nichts!“ versetzte Adam. „O Gott bewahre! Der hat auch gar keine Lust dazu, bekümmert sich um nichts, fragt nach nichts. Wenn ich mich nur wollte gemein machen, sein Scherl oder Scharrel, wie er ihn nennt, sagte mir Alles haarklein, was er vorhat. Er stichelte heut früh schon —“

„Charles!“ rief Zehsen aus seinem Fenster. — Der Diener, welcher im Garten unter einem Fliederstrauche Mittagsruhe halten wollte, that, als hörte er ihn nicht, Zehsen's Fenster ging nach dem Hofe.

„Nun sehen Sie den Schlingel!“ sagte Adam. „Er legt sich auf die andere Seite.“ — Unwillig verließ er die Speisekammer, wo er mit der Oberförsterin geplaudert hatte, und ging, den Schlafsüchtigen aufzujagen. Die Oberförsterin sah aus dem Fenster, daß er ihm wenig Dank für die Benachrichtigung wußte.

„Charles,“ sagte Zehsen zu seinem Diener, „Du mußt auf Espionage ausgehen. Ich habe die Gewißheit, daß Hohenrieds in Dornberg angekommen sind — es ist hier das nächste Dorf, der Alte hat

das schöne Landhaus gekauft, Du hast es ja gesehen, Charles, auf unserer Herreise."

„Ich bin genau orientirt, gnädiger Herr," erwiederte Charles.

„Gut," sagte Zehsen. „So geh und bringe mir Nachricht, wann der Baron Hohenried abreisen wird. Aber benimm Dich geschickt und laß Dich nicht sehen."

„Ich werde mich unsichtbar machen, gnädiger Herr," erwiederte Charles.

„Gut, verschwinde!" sagte Zehsen. Der Diener ging, rüstete sich zu seiner Wanderung und verließ das Jaghaus, fast zu gleicher Zeit mit dem Grafen, der in Begleitung mehrerer Förster und ihrer Vorgesetzten dieselbe Richtung einschlug. Charles wurde dadurch zu einem Umwege genöthigt.

Die Besichtigungen an Ort und Stelle, welche der Graf unternahm, hielten ihn den ganzen Nachmittag in den Bergen auf. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, befand er sich eben auf einer Höhe, wo er das freundliche Dornberg mit seinen weißen Häusern und blühenden Gärten sehen konnte.

„Wie ich höre," sagte der Graf, „ist die reizende Besitzung verkauft. Ich hätte sie mir nicht sollen

entgehen lassen, die Bedingungen des Verkäufers waren nicht unbillig."

Der Oberförster pflichtete ihm bei und deutete nach einer Gesellschaft von Herren und Damen hinab, welche, von Dornberg kommend, die Höhen erstieg. „Vielleicht der neue Besitzer mit seiner Familie!" sagte er.

Es war in der That der Baron Hohenried mit Frau und Tochter, zu welchen sich zufällig ein Paar Bergreisende gefunden hatten: Mann und Frau, kürzlich verheirathet, Beide sehr jung. Dem Baron war die Begleitung nicht lieb, doch wußte er sie nicht abzulehnen und am Ende söhnte er sich gar mit den Fremden — die er wie manche Völker immer als Feinde betrachtete — aus, als er sie für gebildet und Lucie eine frühere Schulgenossin erkannte.

Graf Königsborn hatte den Freiherrn in der Stadt zuweilen gesehen, auch mit ihm verkehrt, er konnte es daher nicht umgehen, ihn wenigstens zu begrüßen, so zeitraubend ihm auch jeder Aufenthalt war. Hohenried bemerkte und erkannte den ihm entgegen Kommenden, sie wechselten Gruß und Rede, der Graf wurde den Damen vorgestellt, denen seine schöne männliche Gestalt imponirte; er seiner Seits fühlte sich überrascht durch den Liebreiz, den er in

dreifach verschiedener Form erblickte, denn auch die Fremde war eine höchst anziehende Erscheinung. Ein kurzes Gespräch entspann sich, vom Allgemeinen zu dem Nahliegenden streifend, es war ein Impromptu der Bekanntschaft, die Förmlichkeit war in der Ebene geblieben, Jeder warf Blitze oder Blumen in die sprudelnde Unterhaltung, Jeder schlürfte die Schaumperlen des Augenblicks. Als der Graf schied, erinnerte er den Freiherrn, gute Nachbarschaft zu halten.

„Auf meiner Rückkehr, — ich verreise morgen —“ sagte Hohenried, „werde ich den Umweg zu Ihnen nicht scheuen.“

Königsborn neigte sich vor den Damen und stieg in anderer Richtung wieder zu seinen harrenden Beamten hinan. Oben sah er der Gesellschaft, welche sich nach der Kuppe des Frauenbergs wandte, noch eine Weile nach, bis er, sich plötzllch besinnend, seinen Weg fortsetzte.

„Ida, mache mich nicht eifersüchtig,“ sagte der Fremde zu seiner jungen Frau, welche sich lobend über den Grafen äußerte. „Ich finde selbst, daß ein Vergleich zwischen mir und ihm zu meinem Nachtheil ausfallen müßte, darum bitte ich sehr, meine verwundbare Stelle zu schonen, ich könnte zum Othello werden.“

„Leiden Sie auch an dieser Männerkrankheit?“ rief die Baronin lachend. „Und als Arzt wissen Sie kein Mittel dagegen?“

„Es ist ein Uebel, das nur homöopathisch behandelt werden kann,“ erwiederte der Fremde. „Similia similibus, frei übersetzt: Hitze durch Hitze. Uebrigens sind die Frauen von dieser Krankheit keineswegs befreit.“

„Gewiß nicht!“ rief Lucie. „Ich wenigstens würde furchtbar eifersüchtig sein, ich würde jeden Blick, jedes Wort belauschen und wehe ihm! wenn ich Ursache hätte, zu zürnen.“

Der Freiherr, welcher voran ging, blieb stehen und wandte sich nicht eben liebreich nach seiner Tochter, deren Scherz ihn verdroß, weil er nicht für ihr Alter paßte. Aber die Mutter kam ihr zuvor und sagte, in Luciens Ton eingehend: „Und wenn er Deinen Zorn nicht achtet?“

„So verlasse ich den Ungetreuen,“ sagte Lucie etwas ernster.

„Wenn Du ihn aber liebst?“ fuhr die Mutter, ihre Maske des Scherzes fest haltend, fort. „Wenn Du ihn wahrhaft liebst, wirst Du ihm nicht eine kleine Verirrung des Herzens, durch viele Umstände entschuldigt, verzeihen, ihn nicht durch doppelte

Zärtlichkeit und Schonung wieder an Dich fesseln wollen?"

„Verzeihen? Eine Untreue? Nimmermehr!" rief Lucie leidenschaftlich. — Der Freiherr war an den Rand der Klippe getreten und sah, von der Gesellschaft abgesondert, in das Kesselthal der Herenküche hinab.

„Was aber willst Du thun?" sagte die Baronin, von dem bedeutungsschweren Gespräche fortgerissen. „Dein Zorn stößt ihn noch mehr ab, Du aber liebst ihn mit ganzer Seele, er ist bisher Dein ganzes Glück gewesen, ohne ihn, das fühlst Du, kannst Du nicht leben —"

„Fühl' ich das und ist mein Glück auf ewig verloren," rief Lucie emphatisch, „so gibt es nur einen Ausweg!" Sie sprang mit zwei Sätzen an ihres Vaters Seite: „Hier hinab! oder wo es sonst in die Gruft geht!"

Der Vater faßte sie am Arme und drückte sie etwas unsanft zurück, die Gegenwart der Fremden hinderte zwar einen starken Ausbruch seiner Laune, doch sagte er sehr vernehmlich: „Man kann den Unsinn kaum anhören!" — Das Ehepaar hatte schon längst heimlich für sich gesprochen.

Als der Graf in der Dämmerung nach dem

Jagdhause zurückkehrte, fand er Herrn von Zehsen beschäftigt, eine kostbare Flöte einzuölen und zusammenzusetzen, auf dem Tische lag ein Spiel alter Karten, mit welchem er, wie sich noch zeigte, Patience gespielt hatte.

„Ich kann nicht leugnen," sagte er, „daß ich alle mögliche Passe-tems hervorgesucht habe. Die Einsamkeit ist mir noch zu neu. Wenn erst mein Cursus in der Forstwissenschaft begonnen hat, wird mir die Zeit nicht lang werden."

„Hätten Sie mich begleitet, so würden Sie ein angenehmes Abenteuer erlebt haben," versetzte der Graf. „Ich traf drei Grazien im Gebirge, mußte mich aber leider bald aus ihrem Zauberkreise losreißen."

„Drei —?" fragte Zehsen gespannt. „Frau von Hohenried wohl mit ihrer Tochter? Wen noch?"

„Sie versprechen, ein guter Jäger zu werden," erwiederte Königsborn. „Allerdings war es Frau von Hohenried mit ihrer lieblichen Tochter und die Dritte, nicht minder schön, eine Neuvermählte, deren Mann, irr' ich mich nicht, Doctor Braun hieß. Ich kenne Hohenried von früher und hoffe, gute Nachbarschaft mit ihm zu halten."

„Er wird doch nicht für immer hier wohnen blei-

ben?“ fragte Zehsen rasch. „Im Winter wird er doch mit seiner Familie in die Stadt zurückkehren? Ein schauderhafter Gedanke, den Winter hier zuzubringen.“

„Ich weiß darüber nichts,“ sagte der Graf. „Indeß, der Geschmack ist verschieden, auch ich ziehe, selbst im Winter, das Landleben vor, der Baron ist kein Freund von Gesellschaften und ich glaube fast, daß er die Stadt ganz aufgeben wird. Für mich wäre es ein großer Gewinn, ich habe wenig Umgang in meiner Nähe und verspreche mir von dem Hohenried’schen Hause viel,“

„Gewiß,“ sagte Zehsen. „Es wäre für Sie höchst erwünscht — Sie haben gewiß schon öfter die Damen gesehen — sehr liebenswürdige Damen, besonders die Tochter ein wahrer Engel! Dieser Wuchs, diese reizende Fülle, diese schwarzen geistvollen Augen, das glänzende Rabenhaar —“

„Sie schildern die Mutter,“ bemerkte der Graf. „Fräulein Lucie hat braunes Haar und braune Augen, ist zart und schlank. Sollten Sie das übersehen haben?“

„Nun zart allerdings, aber doch nicht dürftig,“ versetzte Zehsen, der nicht leicht in Verlegenheit kam. „Und sehr dunkel brünett, man könnte es schwarz nennen.“

„Das Mädchen hat gewiß eine sehr gute Erziehung erhalten?" warf Königsborn halb fragend hin.

„O brillant, das können Sie sich denken," erwiederte Zehsen. „Sie war in der besten, vornehmsten Pension, besitzt Talente — ich sage Ihnen, ein Wunderkind!"

„Also in Pension?" wiederholte der Graf etwas gedehnt. „Ich weiß nicht, warum sich die Eltern, da sie doch in der Stadt wohnten, dazu entschlossen haben; der Vater freilich ist viel auf Reisen, seine Besitzungen liegen in aller Herren Ländern zerstreut, aber die Mutter scheint mir eine Frau von Geist und hätte wohl selbst die Erziehung ihres Kindes leiten können."

„Ich bitte Sie, Herr Graf, das Fräulein war bei der Chimay in Pension," entgegnete Zehsen, „wie hätte Frau von Hohenried besser für ihre Erziehung sorgen können? Sollte sie sich ganz opfern, selbst die Bonne spielen, allen Ansprüchen, die sie machen kann, entsagen?"

Der Graf erwiederte darauf sehr wenig, bald kam auch die Einladung der Oberförsterin zum Abendessen und machte ihrem Gespräche ein Ende. Zehsen erwartete mit Ungeduld seinen Diener, der immer noch ausblieb. Endlich, nachdem sich Alles getrennt

hatte und Zehsen bereits auf seinem Zimmer war, erschien Charles, dem Anschein nach todtmüde.

„Nein, gnädiger Herr,“ sagte er mit matter Stimme, „in dieser schrecklichen Gegend hielte ich kein Jahr bei Ihnen aus. Man darf nur einen Schritt vom graden Wege abweichen, so ist man verloren, kein Zurechtfinden möglich. Ich habe mich total verirrt und bin mehrmals in Lebensgefahr gewesen.“

„Nun, Du lebst ja noch, es wird nicht so arg gewesen sein!“ rief Zehsen ungeduldig. Die Hauptsache?“

„Die Hauptsache war,“ erwiederte Charles, „daß der Graf die Richtung nach Dornberg nahm und ich einen Umweg machen mußte —“

„Gleichviel!“ unterbrach ihn Zehsen. „Rasch, wie steht's in Dornberg?“

„Gewiß sehr gut,“ sagte Charles gelassen, „wenigstens weiß ich nichts Schlimmes, ich habe Dornberg gar nicht zu sehen gekriegt.“

In höchster Ungeduld griff Zehsen nach der Reitpeitsche. — „Bitte sehr, gnädiger Herr, bemühen Sie sich nicht!“ rief Charles zurückweichend. „Auf Ehre, es war mir unmöglich, den Weg nach Dornberg

wieder zu finden; die Gegend sieht alle drei Schritte anders aus; wenn man denkt, einen Richtpunkt zu haben, tritt ein Baum dazwischen oder es geht bergab und dann erkennt man den Punkt nicht wieder! Gott lobe mir unsere vernünftige Gegend! Halbtodt bin ich und es thut mir sehr leid, meinen Auftrag nicht erfüllt zu haben."

„Du bist zu nichts zu gebrauchen," sagte Zehsen verdrießlich. „Morgen will ich selbst mein Heil versuchen."

## 3.

Auf den Bergen war es licht, in den Thälern zögerte noch die Dämmerung, dem kommenden Tage zu weichen. Ganz Dornberg schlief noch, nur im Hause des Barons war Leben, man sah Lichter hin und her irren, vor der Thüre hielt der Wagen, in welchem Hohenried abreisen wollte.

Der Freiherr nahm das Frühstück stehend ein, seine Miene war noch ernster, als gewöhnlich, und die Blicke der Gattin belauschten verstohlen den Ausdruck seines Gesichts. Lucie, die man spät geweckt hatte, war noch nicht erschienen — ihre Mutter wünschte sie sehnlichst herbei.

Endlich kam sie. Der Baron griff sogleich nach seinem Hute und nahm Abschied, er schloß die Tochter stumm und heftig in die Arme, küßte ihre Stirn zweimal und sagte ihr freundliche Worte, welche den Weg zu Luciens, ihm entfremdeten, Herzen nicht verfehlten. Dann wandte er sich zu seiner Gemahlin: „Nochmals Lebewohl, Antoinette," sagte er flüchtig. „Wir sehen uns, so Gott will, in besserer Stimmung wieder. Die Zeit mag ihr Recht üben." — Er küßte die Tiefbewegte nicht — Lucie glaubte, die Eltern hätten schon Abschied genommen.

„Bleib nicht lange, Hohenried!" bat Antoinette mit bewegter Stimme. Sie wollte mehr sagen, aber sie vermochte es nicht, vergebens suchte ihr Auge das seinige — es wäre der Moment gewesen, durch liebevolle Begegnung ihr Herz unablösbar zu gewinnen, gegen jede Verirrung zu stählen — aber der harte Mann blieb kalt und streng, kein gütiges Wort trat auf seine Lippe und er schied mit frostiger Vertröstung.

Als das Geräusch des fortrollenden Wagens verhallt war, sank die Baronin auf das Sopha und brach in heiße Thränen aus. Lucie bemühte sich, sie zu trösten, umsonst! Sie kannte ja den Quell nicht, aus welchem die Trauer der Bekümmerten entsprang; noch nie hatte sie ihre heitere Mutter in solcher

Stimmung gesehen und sie war selbst ganz unglücklich darüber. Der Vormittag verging auf sehr unerfreuliche Weise.

„Liebe Mutter,“ sagte Lucie, als schon die Sonne ihren Bogen abwärts beschrieb, „Du mußt Dich zerstreuen. Komm hinaus in die Berge, die Luft ist erquickend, sie wird Dir Balsam einhauchen. Du wirst krank durch Deine Trauer und ich würde es mit Dir — Großer Gott! Dich krank zu wissen, vielleicht in Gefahr! Ich trüg' es nicht; mein Leben, mein Dasein hängt an dem Deinigen!“

Die Mutter küßte ihr zärtliches Kind und ließ sich hinaus in die schöne Abendlandschaft führen. Doch bestand sie darauf, im Garten zu bleiben. „Es ist zu spät,“ sagte sie, „ich bin das Bergsteigen nicht gewohnt, unser gestriger Gang hat mich angegriffen. Ich werde wohl selten den Bezirk unsers Hauses verlassen.“ — Es war ihr mit dem Vorsatze, den sie zur guten Stunde gefaßt hatte, wirklich Ernst und sie dachte dabei an ihren entfernten Gatten.

Der Abend war mild, die Luft klar, man konnte die Ferne genau erkennen. Lucie ließ ihr Auge über die wechselnden Berggruppen schweifen und sagte: „Ich finde mich schon gut zurecht. Sieh, dort oben, wo die Buche schräg überhängt, als wolle sie neu-

gierig in's Thal blicken, dort begegneten wir gestern dem Grafen Königsborn. Gefiel er Dir, liebe Mutter?"

„Ein liebenswürdiger Mann," erwiederte die Baronin halb zerstreut. Sie wußte kaum, von wem die Rede war.

„Liebenswürdig!" wiederholte Lucie mit Ausdruck, dann verstummte sie. Beide gingen schweigend neben einander her bis zu der Laube, wo sie sich niederließen und ihre Arbeiten zur Hand nahmen. Wenn sie aufblickten, sahen sie den Frauenberg, golden beleuchtet von der sinkenden Sonne.

„Werden Brauns ihr Versprechen halten, uns auf der Rückreise zu besuchen?" äußerte Lucie.

„Doch gewiß!" erwiederte die Mutter. „Wie glücklich war das Paar im gegenseitigen Besitze!" — Ein Seufzer, der sich aus ihrer Brust emporrang, verwehte ungehört.

„Zum Beneiden glücklich!" sagte Lucie. „Und sie werden es bleiben, denn ihre Liebe ist geläutert durch manche Prüfung, wie mir Ida vertraut hat."

„Das Glück ist wandelbar, Kind," versetzte die Baronin, „und manche Täuschung wird auch ihnen nicht ausbleiben."

„Gleichviel!“ rief Lucie. „Wenn man sich nur nicht in dem Geliebten täuscht, alles Uebrige läßt sich tragen. Aber an einem Wesen, das man liebt, Flecken erkennen, vielleicht gar dessen vollen Unwerth einsehen, es wäre für meine Kraft zu viel! Verachten müssen, woran ich mit inniger Liebe gehangen — Mutter, ich könnte nicht leben!“

Die Baronin hatte sich auf ihre Arbeit geneigt und erwiederte: „Fehler, meine Lucie, wirst Du überall finden, Niemand ist ganz rein von Schuld.“

„Doch, doch!“ rief Lucie, stürmisch ihre Mutter umfangend. Du, meine Geliebte, meine Heilige, Du bist rein von Schuld, an Dir hab' ich ein Vorbild, das ich nie erreichen werde! Du bist ein Engel, der mir vorschwebt und mich leitet auf meiner Lebensbahn, zu Dir blick' ich auf in Liebe und Andacht, Dein Bild ist das Palladium meines Daseins.“

Die Wangen der Mutter glühten, wie dunkle Rosen. Sie drückte ihre Tochter sanft von sich, ihr Herz schwoll hoch auf, sie sagte gepreßt: „Lucie, nicht diese Exaltion! Liebe mich nur immer!“

In diesem Augenblicke ließen sich langgehaltene Flötentöne hören, der Abendwind trug sie melodisch auf seinen Schwingen herüber. Lucie achtete nicht

darauf, sondern fuhrt fort: „Kannst Du an meiner Liebe zweifeln? Du wirst stets in meinem Herzen die Erste sein, selbst — der Mann, dem ich einst — Was ist Dir, Mutter? Was horchst Du? — Flötenklänge! — Wie schön!“ — Sie lauschte und sagte nur noch leise: „Auch das ist Poesie, wie gestern unsere Begegnung.“

Die sanften Klänge, welche erst in freien Phantasien umhergeirrt waren, gestalteten sich jetzt zu den Tönen eines wohlbekannten Liedes, dessen fröhlicher Rhythmus Antoinetten elektrisch berührte. Sie zuckte und sah mit steigender Unruhe nach dem Gebüsche jenseit des Gartens, woher die Töne langsam näher kamen. Auch Lucie schien erwartungsvoll zu sein, ihre Augen leuchteten, eine trügerische Ahnung schwellte ihren jungen Busen.

Da trat aus dem Gesträuch ein Mann, Lucie kannte ihn nicht, doch war er fein gekleidet und auffallend schön. Er grüßte die Damen, eilte an den Rand des Grabens, welcher an dieser offenen Stelle den Garten schützte, und rief: „Welches unverhoffte Glück! Ist es erlaubt, gnädige Frau, Ihnen zu nahen?“

Die Baronin verneigte sich und gab ihm ein schwaches Zeichen mit der Hand, das so gut abweisend als

gewährend sein konnte. Er legte es aber zu seinem Vortheil aus, übersprang den Graben mit der anmuthigsten Gewandheit und bat die Baronin, ihn vorzustellen.

„Herr von Zehsen!“ sagte sie. „Meine Tochter! Aber erklären Sie mir —“

„Ich studire Forstwissenschaft, bin seit einigen Tagen in Schwarza, kaum eine halbe Stunde von hier, beim Oberförster Böhm,“ erwiederte Zehsen. „Hätte ich ahnen können, daß ich hier so liebe Bekannte treffen würde und das Glück, endlich Ihrem Fräulein Tochter, von der wir so oft gesprochen, vorgestellt zu werden, ich wäre längst hergeeilt. Wo ist Ihr Herr Gemahl?“

„Verreist,“ sagte die Baronin, welche die Fassung wieder gewonnen hatte. „Es thut mir sehr leid, daß Sie ihn nicht treffen.“ — Sie sagte das mit einer gewissen Betonung und lud Zehsen ein, Platz zu nehmen. Er sah nach der Sonne und äußerte sein Bedauern, daß es schon zu spät sei, bat aber um Erlaubniß, zu schicklicher Stunde seine Aufwartung machen zu dürfen. Die Baronin winkte entschieden zum Sitzen und sandte Lucie nach dem Hause, Thee zu besorgen.

Kaum war sie fort, so begann Antoinette, mit

bebender Stimme zwar, doch sehr nachdrücklich: „Mag es der Zufall gewesen sein oder Absicht, daß wir uns hier begegnen, so freue ich mich dessen, denn ich kann Ihnen offen und ungestört sagen, was geschehen muß, Zehsen.“

Er bemächtigte sich ihrer Hand und bedeckte sie mit Küssen. Sie entzog sie ihm rasch: „Wir sehen uns heut zum letzten Male!“

„Toinon!“ rief er erstarrend.

„Zum letzten Male, Zehsen!“ wiederholte sie mit Anstrengung. „Wir müssen uns fliehen fortan, als wären wir Feinde. Und sind wir es nicht? Sind wir nicht Eins des Andern schlimmster Feind, der ihm seine Ruhe, seinen Seelenfrieden mordet?“

„Toinon!“ rief er nur immer wieder, keines Wortes mächtig. Er war bleich geworden, sein Auge verdunkelte sich, es war das Bild der tiefsten Niedergeschlagenheit.

„Mein armer Freund, es ist nicht anders möglich,“ sagte Antoinette, von seinem Anblick noch mehr bewegt. „Ermannen Sie sich, bekämpfen Sie das flüchtige Gefühl, das Sie an mich fesselte, es wird Ihnen leicht werden, es zu ersticken.“ — Ihre Stimme sank.

„Was ist denn geschehen,“ rief er ausbrechend,

„was hat sich denn verändert, daß Sie mich plötzlich verstoßen? War es also wirklich ein Wahn, daß ich glaubte, Ihnen nicht gleichgültig zu sein? Haben Sie nur ein Spiel mit mir getrieben? Toinon, das war grausam, es galt das Glück meines Lebens!“

Sie rang mit den Thränen. „Unsere Trennung sichert Ihr Glück,“ sagte sie. „Nur einen kurzen Kampf und Sie haben mich vergessen, Sie werden Ihr Glück anderswo finden. Zwischen uns steht die Pflicht und die Ehre. Sie fragen, was geschehen ist? Ich bin erwacht aus dem gefährlichen Traume, erwacht zum Bewußtsein meines Unrechts.“

„Also ein Traum!“ rief er bitter. „Ein Traum Alles! — Sie rauben mir jede Hoffnung, jeden Trost, ich werde hinausgestoßen in die Wüste und zum Begleiter geben Sie mir die Gewißheit, daß ich nie geliebt worden bin! Mag ich daran vergehen, was kümmert es Sie!“

„Albrecht!“ schluchzte sie, ihr Antlitz verhüllend.

„O nur den süßen Wahn rauben Sie mir nicht!“ bat er leidenschaftlich. „Wenn es geschieden sein muß, immerhin! Nur lassen Sie mir den süßen Wahn Ihrer Liebe! Ihre Hand, Ihre Hand zum Zeichen, daß Sie mir diese armselige Bitte gewähren, dann will ich auf Niewiederkehr scheiden.“

Sie reichte ihm abgewandt ihre Linke, da rief er: „das Fräulein kommt!“ Und sie, in großer Angst: „Gott! Erfinden Sie etwas, unsere Bewegung zu rechtfertigen!“ — Lucie war schon ganz nahe.

„Morgen sprechen wir uns vollkommen aus!“ sagte er noch rasch, dann äußerte er laut, als ob er in einer Mittheilung fortführe: „Ja, ein schrecklicher Fall, der unsere ganze Familie in große Betrübniß gesetzt hat.“

Lucie hörte seine letzten Worte, als sie, von der Dienerin mit dem Thee gefolgt, in die Laube trat. Sie sah, daß Beide nicht in ruhiger Fassung waren, ihr Blick fragte nach der Ursache.

„Ich erzählte Ihrer Frau Mutter eben einen traurigen Fall, der sich in unserer Familie zugetragen hat,“ sagte Zehsen. „Es war ein Zusammentreffen von Umständen, welche dazu geeignet waren“ — hier verstrickte sich Zehsen absichtlich in einen recht weitläufigen Eingang, um Zeit zur Erfindung zu gewinnen. Endlich berichtete er, daß sich ein naher Verwandter seines Hauses, durch eine unglückliche Liebe zur Verzweiflung getrieben, freiwillig den Tod gegeben habe. Ein bedeutungsvoller Blick auf die Baronin schien seinen Worten einen furchtbaren Commentar beizufügen.

Lucie forschte ergriffen nach den nähern Umständen. Da schilderte Zehsen mit wahren Farben sein eigenes Verhältniß und malte die Todesart, welche der Unglückliche gewählt haben sollte, so schrecklich aus, daß Lucie nicht minder bewegt war, als ihre Mutter, welche in Zehsens Reden eine grausame Drohung zu erblicken glaubte. Darum wurde ihr der Gedanke an eine zweite Zusammenkunft mit ihm ohne Zeugen, den sie bisher verworfen hatte, auf einmal lieb und trostreich, sie mußte seiner Verzweiflung wehren, sie mußte durch milden Zuspruch den Krampf lösen, der ihn zum Entsetzlichen treiben konnte.

Die Unterhaltung wollte sich heut nicht wieder in das herkömmliche Geleise fügen, Lucie hielt das Thema über den Selbstmord fest und äußerte sich darüber keineswegs verwerflich. „Es kann Lagen geben," sagte sie, „wo er unvermeidlich ist." Sie führte mehrere Beispiele aus ihrer Lectüre an, in welchen der Selbstmörder mit einer poetischen Glorie geschmückt war, deren Glanz sein Verbrechen überstrahlte.

Wäre ihr Vater zugegen gewesen, so würde er den Mißbrauch der Poesie zürnend bestritten haben, jetzt aber fand Lucie keinen Widerspruch und nur von Seiten der Mutter eine schwache Einrede.

Es war unterdessen im Thale der letzte Sonnenstrahl verschwunden und Zehsen brach auf. Er nahm die Erlaubniß mit, morgen wieder zu kommen. Als er auf der Höhe, wo der geschlängelte Fußpfad nach Schwarza führte, noch einmal zu den Damen herübergrüßte und dann verschwand, sagte Lucie: „Ein schöner, ein interessanter Mann!“ — Die Mutter vermied es über ihn zu sprechen.

Zehsen ging rasch seinen Weg. Er blickte nicht rechts, noch links, ganz in sich selbst vertieft. Auf einmal blieb er stehen, von der Erinnerung übermannt schlug er die Hände zusammen und rief: „Wie ist es nur möglich! Wie kann sie um einer bloßen Idee willen unsere Liebe opfern! Sie kann es nicht! Wenn sie mich liebt, ist es unmöglich! Ich würde sie nicht aufgeben und stände der Scharfrichter mit dem Beile zwischen uns! Toinon! Toinon!“ — Er stürmte weiter.

Seine Liebe zu der schönen Frau, welche er oft in den Zirkeln der vornehmen Welt gesehen hatte, war, vielfach aufgemuntert, zur höchsten Leidenschaft geworden, als er mit Entzücken wahrnahm, daß Antoinette sein Gefühl theilte. Der plötzliche Entschluß Hohenried's, die Stadt zu verlassen, hatte Zehsen auf's Aeußerste getrieben, er ruhete nicht eher, bis er eine Möglichkeit entdeckte, ihr zu folgen, an die er

gefesselt war, doch fand er keine Gelegenheit, sich mit ihr darüber zu verständigen, wo sie vielleicht seinen Vorsatz bestritten haben würde.

Indem er eilig und verstört weiter ging, hörte er sich plötzlich angerufen und erblickte den alten Adam, der laut über ihn lachte. — „Sie rennen ja, wie ein Wilddieb," sagte der Jäger. „Meiner Seelen! Ich glaubte schon Einen zu erwischen, der nicht auf ehrlichen Wegen ist. Schwerenoth, gnädiger Herr, Dornberg gehört nicht zu unserm Revier, Sie werden dort gepfändet werden."

„Wer sagt, daß ich in Dornberg gewesen bin?" rief Zehsen unmuthig.

„Hören Sie einmal," erwiederte Adam, „Sie denken wohl, wer keine Brille oder keinen Glasguker hat, kann nicht sehen? Ich habe Sie vom Frauenberge ganz deutlich erkannt, unten in der Laube."

„Nun so bitt' ich Euch, kein Gerede davon zu machen," sagte Zehsen vornehm leichtsinnig und ließ den Alten stehen. Adam schüttelte den Kopf.

„Sehen Sie, Frau Oberförsterin," sagte er Abends, als Beide sich im Hofe begegneten, „der junge Herr hat's drüben in Dornberg auf Eine abgesehen."

„Nun lassen Sie ihn doch," versetzte sie. „Was

kümmert es uns? Das Fräulein soll schön und reich sein."

„Aber die Jägerei vorzuschützen, wenn er um ein Weibsbild hier ist!" rief Adam. „Er soll uns nur nicht dumm machen wollen. Morgen sag' ich's dem Herrn Oberförster, daß er sich gar keine Mühe mit ihm gibt."

Die Försterin versprach selbst, mit ihrem Manne zu reden.

## 4.

Zum Mittag war Zehsen in Dornberg eingeladen. Er zählte die Stunden und ging früher aus, als es dem langsamsten Wanderer nöthig gewesen wäre; so kam er sehr zeitig an, Frau von Hohenried war noch bei der Toilette, aber Lucie empfing ihn. Gestern hatte er in seiner wilden Aufgeregtheit kaum Augen für sie gehabt, heut mußte ihm ihre jugendliche Anmuth, ihr zartes, geistreiches Gesicht auffallen. Ein lebhaftes Gespräch bestätigte ihm den Ausdruck, den er in ihren reinen Zügen las und er sagte sich, daß die Tochter ihrer Mutter würdig sei. Diese erschien jetzt, ihr Anblick nahm all' seine Geister gefangen und Lucie verschwand, um die Tafel zu beschicken.

„Lassen Sie uns rasch und frei unser gestern unterbrochenes Gespräch beenden," sagte Antoinette, welche seinem aufwallenden Gefühle zuvorkam. „Versprechen Sie mir, das Unabänderliche mit Ruhe und Fassung zu tragen und lassen Sie uns Freunde sein, da ein anderes Band uns nie vereinigen kann."

„Muß das Band zerrissen werden, das sich bisher um unsere Herzen schlang?" fragte er schmerzlich.

„Es muß!" sagte sie fest. „Nicht diesen Ton, der unsere Stimmung verrätherisch erweicht! Mag uns der kurze Traum, wenn Sie wollen, eine schöne Erinnerung sein — mehr nie!"

„Wohlan!" erwiederte er. „Doch wenn nur die Freundschaft zwischen uns walten soll, warum verbannen Sie mich? Sie sollen nie ein Wort von Liebe von mir hören, ich gelobe Ihnen das, so theuer mir Ihre Ruhe ist, nur lassen Sie mich in Ihrer Nähe, gönnen Sie mir den Trost, Sie zuweilen zu sehen! Nur als Freund, Toinon!"

Der Gedanke überraschte sie. „Ich weiß nicht," sagte sie zögernd, „als Freund dürfte ich Sie wohl sehen. Werden Sie aber Ihr Versprechen achten? Und ist diese halbe Trennung nicht sophistisch?" — Er wies ihren Einwurf zurück, bestritt ihn mit sieg-

reichem Erfolge und ehe Lucie wieder zu ihnen kam, hatte Zehsen feierlich gelobt, fortan jedes Wort, jeden Gedanken zu verbannen, der einem andern Gefühle entsprossen sei, als dem der Freundschaft, — und dagegen die Gewährung erhalten, Antoinetten von Zeit zu Zeit wieder zu sehen.

Ueber Tische war die Unterhaltung zwanglos, oft sogar heiter und scherzend. Zehsen hütete seine Blicke vor dem Zündstoff, der ihm in Antoinettens Augen drohte, und die Baronin vermied jedes beziehende Gespräch. Nur wenn der Mann, dem ihr unbewachtes Herz einst geschlagen hatte, weil kein anderes Bild, am wenigsten das ihres kalten strengen Gemahls, in ihm thronte — wenn Zehsen mit ihrem Kinde plauderte, heftete sie einen verstohlenen Blick auf das Paar. Da schien ein plötzlicher Gedanke, wie ein Sonnenstrahl, ihre Stirn zu erheitern. Und öfter und inniger sah sie ihre Lucie an, die mit freundlicher Unbefangenheit den Faden des Gesprächs fortführte.

„O wenn das Schicksal das wollte!“ dachte Antoinette bei sich selbst. „Wie könnte mich das beglücken!“

Es schien, als sollte es sich fügen, wie sie meinte, denn mehr und mehr belebte sich der Ideenaustausch

das jungen Paares, Luciens Wangen, die sonst nur rosig angehaucht waren, erglühten im Feuer der Poesie, von der sie sprach, sie war reizend in diesem Momente und Zehsens Blicke zeigten die unverkennbarste Bewunderung. Was sich dabei in der Brust der Beobachterin regte, erstickte sie als ein wieder aufkeimendes Unrecht und dachte nur daran, wie sie das Glück, das sie für zwei theure Wesen möglich sah, nach Kräften fördern sollte.

Die Zeit verrann, der Abend senkte sich in die Thalgründe, Zehsen mußte an seine Heimkehr denken, kein Vorwand konnte längeres Bleiben entschuldigen. Der Blick, mit dem er von Antoinetten Abschied nahm, drang ihr tief in die Seele und war schon ein halber Treubruch seines Gelöbnisses. Sie fühlte, daß sie Unrecht gethan, ihren festen Entschluß der Trennung beugen zu lassen, um so ängstlicher klammerte sie sich an ihre jüngst gefaßte Idee, deren Verwirklichung ihr den einzigen Weg zum Glück und Frieden zu versprechen schien.

Was Lucie von Zehsen hielt, die Art, wie sie über ihn sprach, stellte die Mutter zufrieden. „Er gefällt ihr — wie sollte er auch nicht!“ dachte sie. „Beide passen für einander, sie werden das bald erkennen. Noch ist meine Lucie zwar die Unbefangenheit selbst, sie spricht ruhig von ihm und ihr Gefühl

ist noch nicht erwacht, aber kommt denn die Liebe immer vom ersten Blick, wie Romane sie schildern? Habe ich nicht selbst lange Zeit" — Sie brach ihren Gedankenflug ab, denn er berührte Dinge, die sie nicht mehr denken wollte. Schüchtern wagte sie jetzt, sich klar zu machen, wie sich Hohenried mit dem Verhältnisse befreunden, ob er sich ihm nicht widersetzen werde. Das Bild des Gefürchteten, dessen durchdringendes Richterauge sie nicht zu ertragen vermochte, stellte sich vor ihrer Seele in das hellste Licht und sie konnte sich eines furchtsamen Gefühls nicht erwehren. Aber auch ihm gegenüber fand sie Trost. „Gerade das reinigt mich vor ihm," dachte sie. „Er hat sich nicht mit mir verständigt; was ihm zu Ohren gekommen sein kann, ist grundloses Gerücht, Klatscherei, ich bin bis zum letzten Augenblick gegen ihn ungedemüthigt geblieben, habe ihm mehrmals gesagt, daß ich keine Erörterung zu scheuen habe, daß mich kein Vorwurf trifft — wie es denn auch wirklich wahr ist! — Jetzt kann ich auftreten und sagen: Was willst Du nun? Darum nahte mir Zehsen, er vertraute mir seine Liebe zu unserer Lucie, er bat mich, seine Fürsprecherin bei Dir zu sein, wenn er einst mit seiner Werbung hervortreten könnte! — So steh' ich vor Hohenried und vor der Welt eclatant gerechtfertigt da und Alles wird gut!"

Zehsen hatte keine Ahnung von ihrem Plane. Er war mit zu starken Banden an sie selbst gefesselt, als daß der Gedanke, um ihre Tochter zu werben, nur entfernt in ihm hätte aufsteigen können. Mit seinem Versprechen nahm er es nicht genau, er hielt es für ein erzwungenes, das er hatte geben müssen, um in der Nähe seiner Geliebten zu bleiben, und glaubte sich auf keine Weise dadurch verpflichtet. Doch blieb er mehrere Tage von Dornberg fern. Er mußte Vorsicht gebrauchen, schon der Leute wegen, die ihn neugierig beobachteten. Ihretwillen befleißigte er sich auch, in der Jägerei einen schwachen Anfang zu versuchen, der Oberförster, dem seine Frau Alles hinterbracht hatte, was sie von Adam erfahren, war schon im Begriff gewesen, ihn mit weidmännischer Offenheit zur Rede zu stellen; er wurde nun durch Zehsen's Lernbegier wieder beruhigt.

Nach vier Tagen — eine Ewigkeit für ihn! — konnte Zehsen seine Ungeduld nicht länger bezähmen. Er trat den Weg nach Dornberg an. „Ich will nur einen Moment, als geschähe es en passant, dort verweilen,“ dachte er. Aber der Moment, als er erst in Antoinettens Nähe war, dehnte sich zu mehrern Stunden aus, der Mond beleuchtete seine Heimkehr. Was hatte er gewonnen? Die Gewißheit, daß er streng in den Schranken, die er sich selbst gewählt,

zurückgehalten wurde und manchen Zweifel über das unklare Benehmen der Baronin. Lucie war erst spät von einem Streifzuge aus den Bergen gekommen, und zwar sehr müde, so daß sie wenig an der Unterhaltung Theil nahm. Von ihr hatte die Baronin fast ausschließlich gesprochen und jede Wendung in Zehsen's Reden, welche gefährlich zu werden drohte, kurz abgeschnitten. Er ging unbefriedigter, als er gekommen war.

„Du bist so lange geblieben, Lucie," sagte die Mutter, „und Zehsen wartete auf Deine Rückkehr."

„Ich bin weit herumgeklettert," erwiederte Lucie. „Wie ist es herrlich droben! Könnt' ich mir einen Landbesitz wählen, ich nähme diese Berge. Schon daß wir dies Haus und den Garten haben, ist mir um ihrer Lage willen lieb, aber welches Hochgefühl muß es sein, auf jener blauen Kuppe zu stehen und zu sagen: Die schönen Berge sind mein!"

„Und doch weiß ich nicht, ob Dein Vater mit dem Grafen Königsborn tauschen würde," versetzte die Mutter. „Unsere Besitzungen liegen zwar nirgend romantisch, aber doch in gesegneten Ländern, wo die reichen Fruchtfelder, die üppig grünen Wiesen auch ihre Schönheit haben, nur in anderer Art, als die Berge."

„Ohne Berge ist keine Landschaft schön!“ sagte Lucie entschieden.

„Das sagt Zehsen auch und seine Güter liegen allerdings in den Vorhügeln des Gebirgs,“ bemerkte die Mutter. „Ihr paßt überhaupt zusammen.“

„Wir passen gar nicht,“ erwiederte Lucie. „Er ist stets meiner Ansicht und oft, wenn ich ihn reden höre, ist es, als hört' ich mich selbst. Das würde mich auf die Dauer nicht befriedigen. Wenn ich mit einem Manne spreche, will ich von ihm lernen.“

„Zehsen widerspricht Dir nur aus Artigkeit nicht,“ sagte die Baronin, „vielleicht aus einem tiefern Gefühle.“

„Nicht möglich!“ rief Lucie lebhaft.

„Würdest Du ihn zurückweisen,“ fragte die Mutter, selbst erröthend bei ihrer Frage, „wenn er Dir sein Herz zugewandt hätte?“

„Er wird es nicht,“ erwiederte Lucie rasch. „Und wenn auch, ich könnte ihn nicht lieben.“

„Nicht lieben!“ sagte die Baronin und schwieg einen Moment. Dann fuhr sie fort: „Mißfällt er Dir?“

„O nicht doch!“ sagte Lucie. „Er ist schön, gewandt, höchst angenehm — aber die Liebe — ich

kenne sie nicht als in Dichtungen, doch meint' ich, sie lasse sich nur — ach, liebe Mutter, was reden wir doch! Es ist ja kein Gedanke!"

Die Baronin war zu beschäftigt, ihre eigene Befangenheit zu verbergen, als daß sie die ihrer Tochter hätte bemerken können. Sie äußerte, ohne Lucie anzublicken: „Ich kann nicht leugnen, daß eine Verbindung zwischen Dir und Zehsen mich sehr glücklich machen würde!"

„Dich glücklich?" rief Lucie und schlang ihre beiden Arme um sie. „O wenn es Dich, meine Mutter, glücklich machen kann, Dir bringe ich jedes Opfer, nicht das größte werde ich scheuen, meine Liebe zu Dir ist über alle Rücksichten erhaben."

„Nein, Lucie," sagte die Mutter heftig, „kein Opfer! Bringe nie das Opfer, Deine Hand einem ungeliebten Manne zu reichen! Das ist das gräßlichste Loos auf Erden. Denn das Herz, das kalt und schweigend blieb und gleichgültig dem Gatten geweiht wurde, es fordert sein Recht früh oder spät und wenn es erwacht — dann will es brechen!" — Sie stand auf und verließ eilig das Zimmer.

Lucie hatte in ihrer Rede keinen verborgenen Sinn gesucht, doch war sie wunderbar ergriffen und dachte lange darüber nach. „Wie viel schlimmer

noch," sagte sie sich, „wenn das Herz schon erwacht ist und doch einem Ungeliebten sich weihen soll!"

Ihre Mutter war weit entfernt, ein solches Opfer zu verlangen, ja sie hätte mit aller Kraft sogar den Willen ihres Gemahls bekämpft, wenn er Luciens Hand, ohne ihre Neigung zu berücksichtigen, vergeben hätte. Doch hoffte sie immer noch, Letztere werde sich finden, wenn Zehsen ihre Liebe zu erringen suchte. „Er soll sie nur erst kennen lernen," sagte sie im Geiste, „jetzt ist er noch verblendet durch seine traurige Leidenschaft, aber er wird sie besiegen und dann muß er Luciens Vorzüge erkennen und muß sie lieben!"

Zwischen Mutter und Tochter wurde kein Wort mehr über die Sache gewechselt. Es verging ein Monat, die Baronin hatte noch nichts gewonnen, so schlau sie oftmals — denn Zehsen besuchte Dornberg nicht selten — die Angelegenheit zu fördern vermeinte. Jeden Tag dachte sie: „das nächste Mal ganz gewiß!" und darum freute sie sich auf Zehsen's Wiederkehr. „Nur darum!" betheuerte sie sich. Aber wenn er da war und seine Blicke beredter sprachen, als seine Zunge, wenn sie mit ihm allein war und er trotz seines Versprechens nicht lassen konnte, ihr durch tausend Anspielungen seine heiße Liebe zu beweisen, dann hätte sie bei einiger Selbstprüfung wohl

erkennen mögen, daß sie ihr Gewissen mit einer argen Täuschung beschwichtigte, daß ihr Herz ihm noch immer wie sonst entgegen schlug und die Gefahr größer war, da sie von ihr nicht erkannt wurde. Von Lucie war selten zwischen ihnen die Rede — und da sie fast alle Tage, wenn es irgend möglich war, in den Bergen umherschweifte, so erfuhr sie oft gar nichts von Zehsen's Besuch.

An einem schönen Nachmittage hatte sich das Mädchen wieder zu einem Ausfluge gerüstet. „Du bist eine wilde Hochländerin," sagte die Mutter, als sie von ihr Urlaub und Abschied nahm. „Dir ist nicht wohl, als auf den Klippen. Nimm nur kein Unglück, Du wirst zu dreist."

„Ich kenne jeden Riß, jede Kluft," entgegnete Lucie, „und Springen und Klettern habe ich auch gelernt."

„Aber Deine Mutter läßest Du viel zu oft allein," sagte die Baronin. „Würdest Du mir Deinen heutigen Spaziergang opfern, wenn ich es wünschte?"

„Dir? Das Leben!" rief Lucie feurig. „Ich bleibe." Sie nahm den Hut ab.

„Es war nur mein Scherz," sagte die Baronin lächelnd. „Du weißt, ich freue mich Deiner Lust. Adieu!"

Das Mädchen küßte sie und ging. In der Hausthüre wandte sie sich noch einmal um und fragte: „Wünschest Du wirklich nicht, daß ich hier bleibe?“ — Die Baronin, welche etwas von Ahnungen hielt, hätte gern: ja! gesagt, aber sie schämte sich und Lucie verließ sie. —

Eine milde Luft wehte in den Bergen, die Sommerhitze war durch ein starkes Gewitter in der Nacht abgekühlt worden. Vom Regen erfrischt dufteten die Kräuter, Alles sah grün und kräftig aus, die Natur trug ein Prachtgewand. Lucie folgte dem Fußpfade, der nach Schwarza über die Höhe führte, bis zu dem Bergsattel, wo unter Tannengestrüpp ein Quell entsprang, der aus mehrern Gerieseln zu einem raschen Gießbache schwoll und, über Blöcke und Trümmer tanzend, sich endlich in jähem Sturze hernieder warf, wie jugendlicher Uebermuth, der keine Rücksicht kennt. Dem Bache in seinem Laufe nachzusteigen, war gefahrvoll und Lucie hatte es bisher nicht gewagt, so sehr das geheimnißvolle Verschwinden der schäumenden Flut im Geklüft, wie man es von oben sehen konnte, ihre Neugier reizte. Heut fühlte sich aber das muthige Kind dem Unternehmen gewachsen, mit einer Herzhaftigkeit, welche den kühnsten Steiger in Staunen gesetzt hätte, kletterte sie von einem Felsblock zum andern hernieder, das Gesträuch hinderte

oft ihren Fall, wenn das trügerische Moos unter ihrem Fuße wich, zuweilen rastete sie, vom stäubenden Schaume des Bergwassers bespritzt, und ihre Blicke irrten verwundert durch die seltsam zerschellten, übereinander geworfenen, verwitterten Steinmassen, die Trümmer einer Urwelt, von der keine Sagen zu uns erklingen. Dann verfolgte sie wieder ihren pfadlosen Weg und endlich erreichte sie den schmalen Grund, wo der Bach an der steilrechten Felswand, welche ihn hemmte, hoch aufbäumend, ein Ende zu haben schien. Aber er hatte sich seitwärts einen andern Durchbruch gebahnt, der von der Höhe nicht sichtbar sein konnte; durch eine schmale, schwarze Kluft schoß er tosend weiter und Lucie war im Begriff, ihm wenigstens noch eine Strecke zu folgen, als plötzlich über ihrem Haupte ein Schuß fiel und ihre Aufmerksamkeit nach der Spitze eines niedrigen, aber sehr steil abfallenden Felsens lenkte, an dessen Fuß sie eben stand. Da erblickte sie einen Mann, der ihr heftig winkte, und wie sie recht hinsah, erkannte sie den alten Jäger, den sie bei ihrer ersten Ausflucht auf dem Frauenberge getroffen hatte. Er hatte damals ihre Unbeholfenheit, ihren Kleinmuth verhöhnt — sie dachte beschämt daran, jetzt sollte er sie achten lernen. Und ohne sich einen Moment zu besinnen, sprang sie den ersten Absatz des Felsens

hinan, klimmte blitzschnell weiter, in Spalten, in Regenrinnen fußend, am Gesträuch sich emporziehend, bis sie athemlos die letzte Stufe erreichte, wo ihr der Jäger mit lautem Beifall seine braune Hand entgegenstreckte und ihr vollends hinauf half.

„Donnerwetter! Mamsellchen, Sie sind ja ganz des Teufels!" rief der alte Adam staunend.

„Hab' ich nun klettern gelernt?" fragte Lucie mit fröhlichem Lachen. „Halten Sie mich noch für eine Stadtdame par excellence?"

„I nun, für eine Excellenz habe ich Sie nicht gerade gehalten," sagte Adam. „Aber nun bitte ich Sie, plagt Sie denn der Teufel, daß Sie wieder nach der Herenküche wollten? Ich habe Ihrem Heruntersteigen zugesehen, mir standen die Haare zu Berge; wenn Sie in's Fallen kamen, blieb nicht ein Stück von Ihnen ganz. Was wollen Sie nur absolut in der Herenküche?"

„Führt der Bach dorthin?" fragte Lucie. „Ich wollte seinen Lauf kennen lernen."

„Mein Gott, wenn man jedem Wasser nachlaufen sollte!" erwiederte Adam. „Sie können Gott danken, daß ich kam; haben Sie mich nicht schreien hören? Ich mußte zuletzt schießen, da Sie gar keine Ohren hatten. Aber wie eine wilde Katze klettern sie jetzt, das muß wahr sein."

Lucie fragte, da sie ihm nun zweimal verpflichtet war, nach seinem Namen und Wohnort.

„Hat Ihnen denn Ihr Bräutigam nichts von mir erzählt? Ich bin der alte Adam aus Schwarza," sagte der Jäger.

„Bräutigam?" rief Lucie. „Wer soll das sein? Ich kenne Niemand, der ein Recht auf diesen Namen besäße."

„Nun, lassen Sie es nur gut sein, was geht's mich an," sagte Adam. — Aber Lucie drang auf nähere Erklärung und gerieth in Zorn, als sie Zehsen's Namen hörte. „Hat er selbst das gesagt?" fragte sie hastig. „Oder ist es eine alberne Vermuthung? Jedenfalls kann ich beschwören, Herr Adam, daß es eine Lüge ist, und Sie können das in meinem Namen Jedermann sagen."

„So thut es mir leid, daß der Herr Graf nicht mehr da ist," versetzte Adam. Er war gestern in Schwarza und ich putzte an meinem offenen Fenster mein Gewehr, konnte also verstehen, was der Herr Graf mit dem jungen Herrn sprach, sie saßen auf der Bank im Hofe."

„Graf Königsborn?" rief Lucie ungemein überrascht.

„Unser Herr, ja!" sagte Adam. „Der fing an,

dem Junker, oder was er ist, auf den Zahn zu fühlen und am Ende kam es heraus, daß er — na, Mamsellchen, zum Heirathen ist doch einmal das Frauenzimmer auf der Welt, was brauchen Sie denn so böse zu werden? Verschwiegen kann's doch nicht bleiben, wenn Sie ihn heirathen."

„Schändlich! Ehrlos!" rief Lucie mit blitzenden Augen. „Er hat es gewagt, eine solche Lüge zu schmieden! Und gegen Ihn!" — Sie war in der heftigsten Aufregung.

„Also gelogen?" sagte Adam. „Weiß man doch nicht mehr, was man glauben soll! Donner Satan! Auch der Scharrel hat wieder eine andere Teufelei, wovon er spricht."

„Was sagte der Graf dazu?" fragte Lucie plötzlich.

„Der Herr Graf sagten gar nichts," erwiederte Adam. „Gar nichts, er ließ den Andern schwatzen und sah nur immer auf seine Stiefeln. Endlich stand er auf und murmelte etwas von Kopfschmerz, legte auch die Hand über die Stirn und in seiner Stube, als er hinein war, hörte ich, daß ihm wirklich schlecht sein mußte, denn er seufzte, wie ein Frauenzimmer."

Lucie erwiederte nichts. Der Alte erbot sich, ihr

einen Fußsteig zu zeigen, auf dem sie bequem nach Dornberg gelangen könnte. Sie nahm es an und schien über Zehsen's Lüge getröstet zu sein, denn ein helles Lächeln überlief zuweilen ihr Gesicht. Adam fing an, Wohlwollen für sie zu hegen und plauderte den ganzen Weg, freilich über Dinge, welche Lucie nicht interessirten. Als er endlich auf der letzten Höhe von ihr schied, fragte sie noch: „Hat Zehsen sonst etwas von mir erzählt? Sagen Sie mir Alles, was er etwa behauptet hat!"

„Erzählt? O Gott bewahre," antwortete Adam. „Nur, daß er Ihr Herz erwischt, oder wie er sich ausdrückte, ich weiß die dumme Redensart nicht mehr! Könnt' ich's nur dem Herrn Grafen sagen, daß er ihn belogen hat! Der gute Herr wünschte ihm noch heut früh beim Abschiede, ordentlich weichmüthig, Glück dazu — und am Ende hat doch der Teufel sein Spiel und Mosje — na, davon schweig' ich."

Lucie bat ihn, einmal in Dornberg einzusprechen, er sagte zu und schüttelte ihre Hand mit derber Freundlichkeit. Dann eilte sie, um ihrer Mutter das Gehörte mit gerechter Entrüstung zu erzählen.

Die Mutter war in ihrem Zimmer eingeschlossen. Auf Luciens Ruf öffnete sie nicht gleich und die ver-

wunderte Tochter fragte, als sie eintrat, nach der Ursache. — „Briefe!“ sagte die Baronin, nach ihrem Büreau zeigend. „Ich wollte ungestört sein und schreiben.“ — Es lagen wirklich viele Papiere da.

Lucie trug vor, was ihr auf dem Herzen lag, während die Mutter, von ihr abgewandt, die Briefschaften ordnete. Was sie hörte, schien keinen besondern Eindruck auf sie zu machen, denn sie blieb bei ihrer Beschäftigung und sagte nur: „Der alte Mann hat wohl falsch verstanden. Ich weiß, daß — dem Grafen Königsborn gesagt worden ist, Deine Hand würde — Herrn von Zehsen — (der Name schien ihr Anstrengung zu kosten) — sehr beglücken, mehr hat er wohl nicht gesagt.“

„War Zehsen hier?“ fragte Lucie.

„Nein,“ sagte die Mutter — sie schien heiser zu sein, ihre Stimme war unklar.

Lucie sprach sich über Zehsen aus und wiederholte ihre frühere Behauptung, ihn nicht lieben zu können, so liebenswerth er vielleicht jeder Andern erscheinen möge. „Auch, wenn Adam falsch verstanden hat,“ sagte sie, „kann es mich nur verletzen, daß auf solche Weise von mir gesprochen wird. Muß der Graf nicht denken, ich bin Zehsen bereits halb und halb verlobt?“ — Sie fuhr noch eine Weile fort, ohne

daß sie die Mutter unterbrach, dann ging sie, ihr wirthschaftliches Tagewerk zu beendigen.

Als sie sich zu Tische setzten, fiel ihr das bleiche Ansehen der Mutter auf und sie fragte besorgt: „ob ihr nicht wohl sei?“ — Eine plötzliche Röthe, schnell wie Fieberglut, flammte über die Wangen der Baronin: „Wie so, mein Kind?“ fragte sie. „Mir ist ganz wohl, ich versichere es Dir.“

Aber die Besorgniß der Tochter ließ sich nicht so leicht beschwichtigen, sie bat dringend, ihr nichts zu verhehlen, die Angst vor einem möglichen Uebel sei viel bitterer, als die Gewißheit desselben — und wenn sie krank sei oder sich unwohl fühle, möge sie um Gottes willen gleich ärztliche Hülfe suchen. Die Mutter betheuerte wiederholt, daß ihr nicht das Mindeste fehle, und Lucie mußte sich damit begnügen, doch ruhten ihre Blicke den ganzen Abend mit dem Ausdrucke zweifelhafter Unruhe auf der Mutter, deren ganzes Benehmen eine krankhafte Niedergeschlagenheit zeigte, welche sie sich vergebens mühte, unter erkünstelter Heiterkeit zu verbergen.

## 5.

Der Wohnsitz des Grafen Königsborn lag am entgegengesetzten Abhange des Gebirgs, ein ziemlich

modern gebautes Schloß mit einem zugehörigen Städtchen. Die Gegend war schön und im Sommer von Reisenden zahlreich besucht; so wurde auch diesmal der schlechte Gasthof, der sich nicht zur Verbesserung berufen fühlte, weil er der einzige war, von Gästen selten leer. Nur als im Juli ein anhaltendes Regenwetter eintrat, blieben die Fremden aus und es war dem Wirthe nach langer Oede ein sehr erfreulicher Anblick, eines Abends wieder einen Reisewagen vorfahren zu sehen. Aber seine Freude verkehrte sich bald in Groll, denn der einzelne Fremde, welcher aus dem Wagen stieg, fragte gleich nach der Anwesenheit des Grafen und da sie der Wirth nicht leugnen konnte, ging er den Weg zum Schlosse hinauf, ohne sich wieder blicken zu lassen.

Dem Grafen wurde der Freiherr von Hohenried gemeldet. Königsborn, welcher mit seiner Mutter eben bei Tische saß, sprang freudig auf und eilte ihm selbst entgegen, hieß ihn mit einer Herzlichkeit willkommen, welche den Baron fast überraschte, und führte ihn seiner Mutter zu, die ihn aus frühern Zeiten kannte. Die alte Dame, welche sich seit dem Tode ihres Gemahls ganz aus der großen Welt zurückgezogen hatte, war sehr erfreut, von Leuten und Verhältnissen, die ihr einst lieb oder interessant gewesen, wieder Nachricht erhalten zu können und Hohenried

wurde für den Abend von ihr förmlich in Beschlag genommen.

Erst am andern Morgen, wo die beiden Männer zusammen frühstückten, fand sich Gelegenheit zu einer Unterhaltung, welche Beiden mehr zusagte. Sie sprachen über landwirthschaftliche Conjuncturen; diese führten sie auf allgemeinere, zuletzt auf die wichtigsten Interessen der Zeit und Hohenried wunderte sich, in einem so jungen Manne, wie der Graf, einen Ernst, eine Gründlichkeit der Betrachtung zu finden, wie er sie an weit ältern seiner Standesgenossen nur zu oft vermißt hatte.

Endlich, da ihr Gespräch durch den Bedienten unterbrochen wurde, fragte Hohenried: „ob der Graf während seiner Abwesenheit in Dornberg gewesen sei und etwas von den Seinigen wisse?“ — Der Graf verneinte die erste Frage und äußerte: „er habe geglaubt, seinen Wunsch, die Damen zu sehen, bis zur Rückkehr des Hausherrn verschieben zu müssen, doch sei er in Schwarza gewesen und habe die besten Nachrichten.“ — Ein Wink verabschiedete den aufwartenden Bedienten.

„Ich bin in meiner Nachbarschaft noch sehr unbekannt,“ sagte Hohenried. „Wer wohnt in Schwarza?“

„Es gehört noch hierher," erwiederte Königsborn. „Ein Oberförster Böhm wohnt dort, ein sehr braver Mann."

„Mit dessen Familie haben die Meinigen Umgang?" fragte Hohenried.

„Das nicht, aber Herr von Zehsen" — der Graf konnte seine Rede nicht beendigen, denn Hohenried fuhr heftig, wie von einem Messerstiche getroffen, auf: „Zehsen? Was ist mit Zehsen?"

„Er ist dort," sagte Königsborn verwundert und unruhig (Zehsen hatte ihm kürzlich gesagt, des Vaters Einwilligung sei bereits schriftlich eingelaufen). „Sollten Sie — ich weiß nicht, Herr Baron, ob ich das Verhältniß berühren darf —"

„Welches Verhältniß?" rief Hohenried mit flammendem Antlitz und zornfunkelnden Augen. „Wer nicht Kugeln mit mir wechseln will, der hüte sich, es nur für möglich zu halten!"

Der Graf war in großer Verlegenheit. „So bitte ich sehr um Verzeihung," sagte er, „ich glaubte, es sei mit Ihrer Einwilligung —"

„Herr Graf!" schrie Hohenried außer sich, durch alle Glieder bebend. „Sie erklären mich für ehrlos!"

Königsborn erschrak vor seinem Betragen. „Ich

bitte Sie, Herr Baron," rief er dringend, „welche Beschuldigung! Sollte eine Verbindung Ihrer Fräulein Tochter mit Herrn von Zehsen der Ehre Ihres Hauses zuwider sein? Ich kenne Herrn von Zehsen nur als einen Mann von Ehre."

Der Freiherr sah ihn mit starren Augen an, seine Züge gährten noch mächtig. — „Ich mußte glauben," fuhr Königsborn fort, „daß Sie von Allem unterrichtet wären, sonst würde ich nie gewagt haben —"

„Verzeihung für meine Heftigkeit!" unterbrach ihn Hohenried. „Sie bedürfen keiner Entschuldigung. Aber um Offenheit bitte ich Sie, um Ihre Freundschaft." — Er war noch keineswegs ruhig, seine Hände zitterten, als er sie beide dem Grafen hinstreckte, als erwartete er Hülfe von ihm; das erste Mal, daß der starke Mann eine solche Regung fühlte und sie ging auch schnell vorüber.

„Lassen Sie uns frei und offen sprechen," sagte er gefaßter; „Zehsen macht sich also Hoffnung auf die Hand meiner Tochter?"

„Er ist schon seit längerer Zeit in Schwarza," erwiederte der Graf ungern, „und so viel ich weiß, hegt er Hoffnung, seine Liebe gekrönt zu sehen."

„Ich will ein Wort mit ihm sprechen, mit Allen

dort sprechen," sagte Hohenried mit starker Stimme. „Hat mein Kind ihr Herz an ihn fortgeworfen, mag sie sehen, wie sie es trägt, denn zwischen ihm und ihr steht mein Fluch!"

Eine lange dumpfe Pause folgte dem Worte, der Graf wagte sie nicht zu unterbrechen.

„Sie werden mich wohl bei Ihrer Frau Mutter entschuldigen," fing Hohenried endlich an, „daß ich ohne Abschied meine Reise fortsetze. Mich treibt es nach Hause, wie Sie sich denken können."

Der Graf konnte ihm nichts entgegensetzen, die beiden Männer nahmen, trotz ihres verschiedenen Lebensalters, wie ein Freundespaar Abschied, und der Freiherr bat den Grafen wiederholt, indem er ihn in die Arme schloß, ihn recht bald in Dornberg zu besuchen. „Bis dahin," sagte er, „habe ich die Ruhe meines Hauses hergestellt."

Es kam aber ganz anders, denn eine Stunde war kaum seit seiner Abreise vergangen, so brachten ihn Bauern auf einer Tragbahre nach dem Städtchen zurück: die übergroße Eile, zu welcher er den Kutscher antrieb, war sein Verderben gewesen, er hatte das Unglück gehabt, in einem Hohlwege umzuwerfen und den rechten Fuß an zwei Stellen zu brechen. Da lag er denn krank und verlassen in dem elenden Wirths-

hause und sah einer langwierigen Cur entgegen, welche ihn noch wochenlang von seinem Hause fern halten konnte. In dieser Lage wurde Königsborn sein Trost. Er ließ ihn, sobald er sein Unglück erfuhr, trotz aller Einwendungen, nach dem Schlosse bringen, wo die alte Gräfin seine Pflege übernahm und auf alle Weise für ihn sorgte. Hätte er nur einen einzigen klaren Blick in die Verhältnisse zu Dornberg thun können! Sein Argwohn, seine Furcht quälten ihn Tag und Nacht und hinderten seine Genesung. Endlich fand er einen Ausweg, einen Lichtpunkt.

„Sie haben mich schon so sehr verpflichtet," sagte er zum Grafen, „daß ich mich scheue, Sie noch um mehr zu bitten. Und doch habe ich zu Ihnen das Vertrauen, Sie werden es einem alten Manne nicht abschlagen, wenn er Sie mit einem Auftrage an die Seinigen belästigen will."

„Sie wünschen, daß ich nach Dornberg fahre?" rief der Graf. „Mit Freuden!"

„Einen Brief an meine Frau wollte ich Ihnen geben," fuhr Hohenried fort. „Und dann wäre es mir lieb, wenn Sie mir Gewißheit brächten, ob meine Lucie wirklich — oder ob das Ganze eine niederträchtige Erfindung, eine Maske —" Er runzelte finster

die Stirn und schwieg. Sein Blut kochte in der gequälten Brust.

Der Graf versprach, zu erforschen, zu beobachten, setzte selbst dem Kranken das Schreibzeug vor das Bett, betrieb dann die Anstalten zur Abreise und eine halbe Stunde nach diesem Gespräch rollte sein Wagen durch den Thorweg, in die Berge hinauf. Er sollte ja zugleich für sein eignes Herz Gewißheit finden — vielleicht eine traurige Gewißheit.

Während er abwesend war, verdoppelte seine Mutter ihre Sorgfalt für den Gast. Stundenlang leistete sie ihm Gesellschaft und suchte ihn zu zerstreuen. Dabei sprach sie viel von ihrem Sohne, rühmte ihn mit großer Zärtlichkeit und als der Freiherr aus Ueberzeugung in dies Lob einstimmte und sie glücklich pries im Besitze eines solchen Sohnes, warf sie nach Frauenart die Bemerkung hin: „daß eine Partie zwischen ihren Kindern, wenn sich Alles erwünscht fügte, höchst passend sein würde."

„Ja, wahrlich!" rief der Freiherr. „Meine Lucie könnte sich glücklich schätzen und ich wüßte Keinen, den ich so freudig als Schwiegersohn begrüßen würde, als den Grafen."

„Im Ernst?" fragte die Gräfin. „Ich kann Ihnen sagen, daß mein Sohn bereits vor einem Jahre

Ihr Fräulein Tochter mehrmals in der Stadt gesehen hat, auf Promenaden oder Gott weiß wo, indem er weder ihren Namen erfuhr, noch sie kennen lernte. Es frappirte ihn daher sehr, diesen Sommer auf einmal das reizende Mädchen, dessen Gesicht er nie vergessen konnte, in Ihrer Gesellschaft wieder zu sehen."

Der Baron erinnerte sich des Zusammentreffens und führte das Gespräch, das ihm eine höchst erwünschte Aussicht eröffnete, noch lange fort, bis die Gräfin auf die prätendirte Verbindung seiner Tochter mit Zehsen kam, wo er kurz mit der Versicherung abbrach: „davon sei keine Rede, er müsse dies Gerücht für eine leere Erfindung erklären."

## 6.

Lucie hatte böse Tage verlebt, Tage bitterer Angst. Ihre Mutter war dem Anscheine nach wirklich erkrankt; wenn auch ihr Leiden sich noch in keiner bestimmten Form aussprach, hegte der Arzt doch die Besorgniß, daß es zu einem Nervenfieber kommen könnte. Frau von Hohenried war im höchsten Grade reizbar, litt an periodischem Kopfschmerze und einer allgemeinen Abspannung, und dabei leugnete sie doch

ihr Unwohlsein stets und bemühte sich zu erscheinen, wie sonst. Der Arzt hatte Anfangs mit einem Lächeln, das Lucien bis in's Innerste empörte, behauptet, das Uebel habe nicht viel auf sich, aber sein praktischer Blick überzeugte ihn bald von der Unrichtigkeit seiner Vermuthung und er suchte vergebens, den wahren Sitz der Krankheit und ihr Wesen zu erkennen. Lucie verließ die Mutter keinen Augenblick und ihre Besorgniß raubte ihr alle Ruhe. — „Du quälst Dich um Nichts," sagte die Baronin oft mit einem erzwungenen Lächeln. „Was fehlt mir denn? Zuweilen leide ich etwas an Kopfschmerz und Schlaflosigkeit, das ist Alles. Die Zeit wird mich schon heilen."

Aber da sprach sie einen Trost aus, an dem sie selbst verzweifelte, denn grade die Zeit brachte ja unausbleiblich den Moment herbei, wo sie vor ein Antlitz treten sollte, dem sie mit Grauen, mit tödtlicher Furcht entgegensah. Zehsen war einige Mal in Dornberg gewesen, doch nie vorgelassen worden, die Baronin entschuldigte sich mit ihrem Kopfschmerz und Lucie konnte es nicht über sich gewinnen, den Mann zu sprechen, der ihren Unwillen allzusehr gereizt hatte. „Er soll es erkennen," dachte sie, „daß er von mir nichts zu hoffen hat!"

Das wußte Zehsen bereits, auch war die Erklä-

rung, welche er in Schwarza über den Grund seines Aufenthalts gegeben hatte, nur eine Nothlüge gewesen, weil er es auf die Länge doch nicht mit dem Erlernen der Forstwissenschaft durchführen konnte. Der Oberförster hatte zwar gebrummt, aber seine Frau, welche sich für die Liebe des schönen jungen Mannes interessirte, war leicht zu erbitten gewesen, ihn auch ohne Jagdpassion im Hause zu dulden, wo sie das Regiment führte — und Zehsen blieb. Der alte Adam schüttelte den Kopf, als er das hörte. — „Mir hat sie's selber gesagt, daß sie nichts von ihm wissen will," murrte er. „Und der Scharrl lacht dazu und pfeift aus einem ganz andern Tone. Ich dächte, wir würfen den Habicht aus unserm Horste, er hat doch nur Teufeleien im Sinn."

Aber die Oberförsterin hörte nicht auf den Alten, der sich nun vornahm, bei nächster Gelegenheit einmal in Dornberg, wo er seit seinem letzten Zusammentreffen mit dem Fräulein zuweilen einsprach, dem Raubvogel, wie er Zehsen nannte, eine Falle zu stellen.

Zehsen war in einer höchst peinlichen Stimmung. Er hatte geglaubt, alle Sonnenfreuden der Liebe würden fortan sein Leben verklären, statt dessen blieb ihm die Nähe der Geliebten versagt, er hörte nur unbestimmte Nachrichten, daß sie krank sei, und dieser Ge-

danke quälte ihn sehr. Vergebens ließ er das Fräulein mehrmals bitten, ihm nur eine Minute der Unterhaltung zu gönnen, Lucie versagte ihn die Bitte stets mit kühler Entschuldigung. Da überfiel ihn plötzlich die Furcht, Antoinette wolle auf diese Weise mit ihm brechen. Er war außer sich bei diesem Gedanken. Seine Liebe, deren Glut und Stärke wohl verdient hätte, daß sie nicht in gesetzlosem Streben abgeirrt wäre, seine Liebe kannte kein anderes Gesetz, als ihr eigenes, keine Pflicht, als gegen sich selbst. Und womit sollte er sie bekämpfen, da ihm jede Waffe fehlte, da er nie gewohnt war, irgend eine Schranke zu achten und Alles sich bemüht hatte, seit er selbstständig in die Welt getreten war, ihm die Moral lächerlich zu machen? Seine Liebe war ihm die Sonne der Gegenwart und er mußte Gewißheit haben, ob sie nur momentan verfinstert sei, um leuchtender fortzuscheinen oder ob sie ihm auf ewig ihren Strahl entzogen habe.

Es war einem heißen Tage der Abend gefolgt, ein lieblicher Abend mit frischem Thau und Mondschein. Lucie trat aus der Thüre in den Garten, die Mutter war heut besonders nervenschwach gewesen, jedes Geräusch hatte sie beunruhigt, ein vorbeirollender Wagen gar zum Tode erschreckt, nun schlief sie und die treue Tochter, welche den ganzen Tag in der

schwülen Stube zugebracht hatte, benutzte den Moment, um sich in freier Nachtluft zu erfrischen, um sich auszuweinen und Stärkung für den kommenden Tag zu suchen.

Da hörte sie durch den Garten einen festen Tritt erklingen, ein Mann kam daher, sie erschrak vor einer Möglichkeit, aber es war der alte Adam. — „Bei nachtschlafender Zeit," sagte er grüßend. „Unser Herr ist angekommen und schickt hier einen Brief."

„Einen Brief vom Grafen?" fragte Lucie überrascht, indem sie ihn in Empfang nahm.

„Ja; vor zwei Stunden kam der Herr an," erwiederte Adam. „War sehr guter Laune, besonders jetzt, wo er mir den Brief gab und die Frau Oberförsterin meint, er würde bald heirathen. Die Leute reden schon lange davon, nun, er kann's haben."

Lucie hob stumm den Brief vor das Auge und bemühte sich, im Mondlicht die Adresse zu lesen, aber es gelang ihr nicht. — „Den Brief hat der Herr mitgebracht," erklärte Adam, „und weil er von dem Junker, bei dem er lange oben war, gehört, daß die Herrschaft in Dornberg krank wäre, mußt ich noch in aller Eile her; der Brief ist von Ihrem Vater — und morgen würde der Herr Graf selber kommen."

„Von meinem Vater!" rief Lucie lebhaft.

„Ja," sagte Adam, „und dann hab' ich hier noch einen, den mir unterwegs dem Junker sein Tagedieb aufkomplimentirte — er sollt' ihn selber hertragen, der faule Schlingel, es ist aber vielleicht besser so; wenn er ihn nur nicht gelesen hat, er sagte, das Siegel wäre aufgesprungen — da ist er, ich gebe ihn Ihnen, machen Sie damit, was Sie wollen."

Lucie, mit andern Gedanken beschäftigt, hatte nur halb hingehört und nahm den Brief mechanisch in Empfang, dann wünschte sie dem eilfertigen Jäger gute Nacht und verließ langsam den Garten. Auf einmal schien Adams Rede erst in ihrem Ohre zu erwachen. — „Von Zehsen?" rief sie unwillig. „Er wagt es, mir zu schreiben? Und sein Diener hat den Brief gelesen? Ich hätte ihn abweisen, zurückgeben sollen! Ja gewiß!" — Aber es war nun zu spät und sie ging mit großem Unwillen, dem einige Neugier beigemischt war, auf ihr Zimmer, um zu lesen, was ihr der Zudringliche geschrieben hatte. Vorher schlich sie jedoch in das Schlafgemach der Mutter, sie schlummerte noch, aber das Kammermädchen, das bei ihr saß, berichtete flüsternd, daß sie oft aufschrecke und schon mehrmals im Traume gesprochen habe. Lucie stand einen Moment und belauschte die unruhigen Athemzüge der Schlummernden, dann legte sie, um

ihr beim Erwachen eine Freude zu machen, den Brief des Vaters auf die Decke ihres Bettes und entfernte sich. In ihrem Zimmer war kein Licht, sie hatte es vergessen und mußte erst anzünden, ihre Ungeduld steigerte sich dadurch; als endlich die Kerze brannte, entfaltete sie rasch Zehsens Brief und schon die Ueberschrift: „Meine bis zum Wahnsinn Geliebte,“ erregte ihre Entrüstung. Aber sie las weiter und traute ihren Augen kaum, eine heiße Röthe stieg in ihr Antlitz und bedeckte es hinauf bis über die Stirn, das giftige Blatt zitterte in den Händen der Jungfrau, sie wollte es von sich schleudern, es war das erstemal, daß ihr die Sünde frech entgegen trat, aber eine dämonische Gewalt bannte ihren Blick, bis sie mit vergehenden Sinnen auf eine Stelle stieß, die den Namen Toinon enthielt, um ihn zu brandmarken — sie wandte todtenbleich mit ihrer letzten Kraft das Blatt um und sah die Adresse: es war an ihre Mutter gerichtet! — Keines Gedankens mächtig, niedergeschmettert von dem Ungeheuern, das sie nicht zu fassen vermochte, sank sie auf ihr Bett und in ihrer Seele regte sich nur dunkel die Idee eines zermalmenden Unglücks und der Wunsch jetzt zu sterben. So lag sie lange in dumpfer Betäubung, nach und nach hellte sich dann der innere Blick auf und ein dämmerndes Bewußtsein erwachte. — Da stürzte schreiend das Kammermädchen

herein: „Um Gottes Willen! Kommen Sie! Die gnädige Frau ist schrecklich!“ — Und in momentaner Vergessenheit flog Lucie hinab, die alte Liebe dämpfte für einen Moment die Brandfackel, welche ihr Allerheiligstes zerstören sollte, und ließ nur den Gedanken zu: „die Mutter ist in Gefahr!“ — Das war mehr der Fall, als sie ahnte.

Die Baronin hatte auch einen Brief gelesen, einen Brief ganz andern Inhalts! Er sprach nicht in lüsterner Sinnlichkeit von der Liebe, er tändelte nicht mit üppiger Schmeichelei und Verlockung, seine Worte drangen nicht süß und wohlthuend in das Herz der Leserin, sondern sie erschütterten es bis in seine Grundfesten, wie das Donnern eines Hochgewitters über ihrem Haupte. Und als stände der Furchtbare, dessen Stimme Rechtfertigung von ihr forderte, schon vor ihr, sprang sie im fieberischen Wahnsinn aus dem Bette und warf sich auf die Knie, händeringend und geistig verloren, so daß die Wärterin, zum Tode erschrocken, kaum Kraft und Worte fand, sie zu beschwichtigen und wieder auf ihr Lager zu bringen. Hier fiel sie in wilde Phantasien und Lucie hörte, selbst fast dem Wahnsinn nahe, nur zu sehr die Bestätigung dessen, was ihr Herz kaum durch seine krampfhafte Spannung trug. Als diese sich löste, als der Zustand der Kranken in Lethargie über-

ging, riß Lucie, einem dunkeln Triebe folgend, den Brief des Vaters an sich, um ihn fremden Augen zu entziehen und schlich, von allen Banden des Lebens getrennt, hinaus.

Tiefe Stille lag über der träumenden Gegend, das Mondlicht spielte friedlich im dämmernden Laube, die fernen Waldhöhen zeigten ihre Umrisse von milden Strahlen erhellt. Es war das Bild der süßesten Ruhe, wohl geeignet, den Sturm wilder Leidenschaft zu beschwören, den Krampf einer gemarterten Brust in sanfte Wehmuth aufzulösen. Aber auf Lucie machte die selige Stille der Natur keinen Eindruck, ihr Auge flog halbgebrochen und wirr über die mondhelle Landschaft hin. Jetzt warf sie sich auf die Kniee, sie hob die gerungenen Hände lautlos gen Himmel, aber die öde, erstarrte Seele konnte kein Gebet finden — und näher und näher schlich ein Gedanke, mit dem sie oft phantastisch leichtsinnig gespielt hatte, er schlich näher, als wollte er sie nun furchtbar beim Worte halten, er lauerte, wie ein sprungfertiger Tiger, auf den rechten Moment.

„Ist es Dir denn noch möglich zu leben?“ hallte es in ihr. „Hast Du nicht Alles verloren, was Dir lieb und heilig war? Ihn und Sie! Wie solltest Du der Mutter je wieder in's Auge sehen können!“ — Sie schrie laut auf bei den Gedanken und floh durch

die Büsche des Gartens, als sei es möglich, dem Bewußtsein ihres Elends zu entrinnen.

Wohl hatte sie viel verloren, wie sollte sie Kraft haben, aufrecht zu stehen, da ihr Heiligthum über ihrem Haupte vom Blitze zerschmettert wurde? Mußten sie die Trümmer nicht im Falle zermalmen? Konnte die zarte Rebe fortgrünen, da ihr der Baum entrissen wurde, an dem sie sich liebend geschlossen hatte? „Nimmermehr!“ rief es in ihrer Seele. Und leuchtende Vorbilder, welche das Leben, dessen Last ihnen so schwer geworden war, um der ewigen Freiheit willen, heroisch abgeworfen hatten, Bilder, denen die entweihte Poesie eine Martyrkrone über das Brandmal der Stirne gesetzt, sie tauchten ermuthigend vor der Verlassenen auf und lockten und trieben sie unaufhaltsam fort. Eine schwärmerische Begeisterung erglühte in ihrem Auge, sie hob es stolz empor, da erblickte sie, vom Mondlicht näher gerückt, die Kuppe des Frauenbergs, welche sich klar gegen den dunklern Nachthimmel abschnitt. Dort fand sie Rettung! Ein leichter Sprung erlöste sie aus allen Wirren des Lebens, die ihr doch nur ein qualvolles, zerrissenes Dasein bringen konnten; das Geklüft gab ihr einen leichten Tod, tief unten im Kesselthale nahm sie der See in seinem schwarzen Schooß und barg sie auf ewig den Blicken der Menschen. — „Muth und

hinan! Mein Schicksal ruft!“ sagte sie in höchster Exaltation. „Es hat mich schon zweimal gerufen, doch ich verstand seine Stimme nicht, zweimal führte es mich an den Rand meiner Gruft! Wäre ich doch damals hinabgestürzt, welchem Elende wäre ich entgangen!“ — Sie breitete noch einmal die Arme aus: „Mutter! Dir schenke Gott Frieden! Und Du, mein Geliebter, sei glücklich! Möget Ihr nie erfahren, wie ich geendet habe! Muth und hinan, mich sieht kein Mensch!“

Ferne Töne, wie Gesang, welche die Stille des Abends aus den Bergen herübertrug, schienen ihr das Geleit auf ihrem letzten Gange zu geben, sie schwollen stärker die Schlucht herauf, Lucie vernahm sie. Es war das Lebewohl, das ihr die Welt bot, es überkam sie mächtig, es hemmte ihren Fuß, sie lauschte. Näher klangen die Töne, es war ein Chor von Männerstimmen, ein frommer Gesang, dessen Worte nach und nach vernehmlich wurden. Lucie kannte das Lied, sie hatte es oft in der Kirche gesungen, ohne von ihm ergriffen oder bewegt worden zu sein, jetzt in dem ernsten Momente klopfte es mit Macht an die Pforten ihrer Seele und sie rauschten weit vor ihm auf. Und wie die feierlichen Klänge in steter Wiederkehr ihrer Harmonie beruhigend, trostreich zu dem in Qualen zuckenden Herzen der Ver-

irrten sprachen, drang ihre fromme Bedeutung siegend in Luciens Gemüth und wirkte dort heilige Wunder. Der Starrkrampf ihrer Verzweiflung brach, ihr Auge fand Thränen, ihre Seele die Demuth wieder. Still neigte sie ihr Haupt und faltete die Hände und gab sich dem Einflusse hin, der mit Zaubergewalt ihr Inneres läuterte; kaum wußte sie noch, was sie gewollt hatte, die Stimme des Versuchers war vor der Kraft ewiger Wahrheit verstummt, der falsche Schimmer, der den bethörten Blick geblendet hatte, erloschen; wohl fühlte die Einsame den großen Schmerz, der auf ihrer jungen Seele lastete, aber sie mühte sich nicht mehr in strafbarem Trotze, ihn mit dem Leben abzuwerfen, sondern sie beugte sich dem Willen des Unerforschlichen und suchte Hülfe, wo sie das Kind sucht und findet. — Wer die Macht solcher Momente leugnen kann, möge sie zu seinem Glücke an sich selbst erfahren!

Der Gesang der heimkehrenden Bergknappen war längst verhallt, noch weilte das Mädchen unter dem Nachthimmel und ihre Seele schien der Gegenwart entrückt. Kein Mensch hatte die Verlorene gesehen, keines Sterblichen Hand im entscheidenden Momente sie vom Untergange gerettet: eine höhere Macht war eingeschritten, wie sie oftmals einschreitet in unser Beginnen und eine letzte Warnung gibt, die wir nur nicht immer beachten.

Endlich raffte sich Lucie auf und kehrte in's Haus zurück, schaudernd vor der nächsten Zukunft. Im Hause stand eben angekommen der Arzt, den man schnell gerufen hatte, er fragte nach Umständen und Symptomen und eilte, von dem unvollständigen Berichte wenig befriedigt, an das Bett der Kranken.

## 7.

Die kurze Sommernacht war zur Ewigkeit geworden. Jetzt drang das Morgenlicht in die geöffneten Fenster, draußen regte sich das Treiben des Tages, aber im Hause herrschte eine unheimlich dumpfe Stille. Seit einer Stunde schon hatte sich der Arzt, der nichts mehr helfen konnte, achselzuckend empfohlen, und die trostlose Lucie wollte noch immer nicht glauben, daß die bleiche, schöne Gestalt, welche sie einst so innig geliebt hatte, eine Leiche sei. Wie kam sie sich in diesem Augenblicke verlassen vor! Was sollte sie thun, wer nahm sich ihrer an!

Ein leises Geräusch auf der Schwelle des Zimmers störte sie auf, sie wandte sich um und erblickte das Antlitz einer Freundin. Mit ausgebreiteten Armen eilte die junge Frau, welche, von ihrer Reise zurückkehrend, beim Eintritt in's Haus Luciens

Schicksal erfahren hatte, auf die Bekümmerte zu, der ihre Erscheinung ein mächtiger Trost war; konnte sie doch ihren Gram, wenn auch nicht dessen geheimste Ursache, einem fühlenden Herzen mittheilen! Doctor Braun war draußen geblieben, aber Lucie, von einem Springquell trügerischer Hoffnung überwallt, rief ihn heftig herbei, er war ja selbst Arzt, konnte er nicht Hülfe wissen? War es denn so unmöglich, daß nur ein Scheintodt — Braun erschien, aber er konnte nur bestätigen, was sein Vorgänger erklärt hatte: „Frau von Hohenried war an einem Hirnschlagflusse gestorben.“

Trübe Stunden zogen nun über das Landhaus zu Dornberg; Braun's Anwesenheit war für Lucie ein Glück, denn er besorgte, was Noth war, und ersparte der Armen dadurch manchen neuen Dornstich in ihre Wunden.

Von Allem, was sich hier zugetragen hatte, war in Schwarza noch kein Mensch unterrichtet. Graf Königsborn hoffte auf die Erlaubniß, im Hause des Freiherrn erscheinen zu dürfen, und Zehsen, dessen verhängnißvoller Brief ein letztes Mittel gewesen war, verzehrte sich fast vor Ungeduld, denn sein Diener hatte ihm frech vorgelogen, er habe das Billet der Baronin selbst eingehändigt und sie ihm baldige Antwort versprochen. Zehsen befand sich überhaupt

in einer sehr unangenehmen Lage. Graf Königsborn war gleich nach seiner Ankunft bei ihm gewesen und hatte ihn ernst auf sein Ehrenwort gefragt, ob er, wie er ihm einst versichert, die Neigung des Fräuleins Hohenried wirklich gewonnen habe. Zehsen konnte, da sein Ehrenwort ihm vielleicht das einzig Heilige war, nicht ja sagen und äußerte nur: „er habe es in Abwesenheit des Vaters nicht für ehrenwerth gehalten, sich förmlich gegen Lucien zu erklären oder sie zu einer Entscheidung zu drängen, in so fern könne er freilich nur hoffen, seine treue Bewerbung gekrönt zu sehen."

Das hatte der Graf mit zweideutiger Miene angehört, und als er gar darauf erwiedert: „Seine jetzige Rede sei ja ein Widerruf und er wundere sich, wie ein Mann von Ehre sich der Liebe einer Dame ohne Grund rühmen könne" — war Zehsen aufgebraust und hatte den Beleidigten gespielt, was aber den Grafen wenig gestört hatte. Schwarza, das fühlte Zehsen, mußte er verlassen, aber erst wollte er Antoinetten sprechen, seinen Plan für die Zukunft mit ihr verabreden. Das Band, das sie an den ungeliebten Gatten fesselte, war ja nicht unauflöslich sie mußte sich von ihm trennen und dem Drange ihres Herzens folgen, dann wollte ihr Zehsen der zärtlichste Gemahl sein, jeden ihrer Wünsche be-

friedigen, ihr den reichsten Ersatz für die lange Verödung gewähren.

Er eilte hinaus, den Weg nach Dornberg entlang, um zu sehen, ob noch immer keine Botschaft für ihn erscheine. Es war Mittag, die Sonne brannte heiß am Gesteine, eine schwüle Luft wehte mit trägem Hauche durch das Thal. Zehsen fühlte nichts, sein Auge hatte von fern einen rüstigen Fußgänger erblickt, der auf ihn zukam, er eilte ihm entgegen und erkannte erst spät den alten Jäger, der ihm nie sonderlich zugethan, in diesem Augenblicke aber wahrhaft feindlich gesinnt war.

„Ja, ja!“ rief er schon von Weitem. „Nun verlohnt sich's, zu rennen! Was wollen Sie denn noch drüben? Können Sie die verfluchte Geschichte wieder gut machen?“

„Kerl!“ sagte der Edelmann entrüstet.

„Ach was Kerl!“ versetzte Adam grob. „Sie sollten lieber einpacken, um gar nichts von dem Elende zu sehen, als daß Sie nun noch hin wollen. Ihr Brief hat Schuld, das sieht ein Pferd ein.“

„Mensch, wovon sprecht Ihr?“ rief Zehsen, von einer schlimmen Ahnung erfaßt. „Welcher Brief? Und woran soll er Schuld sein?“

„Na, Ihr Brief,“ sagte Adam, „Ihr sauberer

Brief, den mir der faule Strick unterwegs zur Bestellung aufpackte, ich wollte, ich hätte ihn in die Herenküche geschmissen — er hat ihr gewiß den Rest gegeben."

„Charles hat mich also belogen?" rief Zehsen, den Nachsatz überhörend. „Ihr habt den Brief bestellt und bringt mir Antwort? Gebt her, was sagte die Baronin? was macht sie?"

Adam sah ihn starr an. — „Ich dachte, Sie rennten deswegen hin," sagte er gemäßigt. „Die Baronin ist todt."

Dem Aufzuckenden war, als schlüge ein Blitzstrahl vor ihm in den Felsgrund, er war keines Lautes, keiner Bewegung mächtig, seine bleichen Lippen konnten nicht nach der Bestätigung des Schrecklichen fragen, aber Adam gab sie unaufgefordert mit schonungsloser Bitterkeit und ging dann seines Weges, ohne sich um den Zurückbleibenden zu kümmern. Noch eine lange Weile stand dieser und stierte in's Leere hinaus, dann verließ ihn die Kraft und er sank auf die brennenden Steine.

Graf Königsborn schrieb, so bald er den Trauerfall vernahm, mit der zartesten Schonung an Lucie und bot ihr seinen Wagen an, um, wie es ihr Herz gewiß begehrte, zu ihrem kranken Vater zu eilen, er

selbst versicherte, durch Geschäfte noch in Schwarza zurückgehalten zu werden. Lucie freute sich seines Antheils und nahm sein Erbieten an, sie wollte die Erste sein, welche dem Vater die schreckliche Nachricht brächte, sie wollte ihn pflegen, all' ihre Liebe auf ihn übertragen, damit er seinen Verlust minder schmerzlich fühlte, doch eine heilige Pflicht hielt sie noch einen Tag in Dornberg zurück. Als die irdische Hülle ihrer Mutter still nach dem hochgelegenen Friedhofe getragen wurde, erschien auch der Graf und schloß sich dem kleinen Zuge an. Welches Wiedersehen gegen ihre erste Begrüßung in den Bergen! Und doch schlang es ein stärkeres Band um ihre Herzen, als wenn sie sich im Freudengewühl schimmernder Salons, unter Ausbrüchen des Witzes und der Laune, auf den heitern Höhen des Glücks wiedergesehen hätten. Lucie war hinreißend schön in ihrer rührenden Trauer und Königsborn mit seinem zartsinnigen Benehmen, das jeden Nerven ihres Gefühls zu schonen wußte, gewann ihre Liebe, welche bis dahin mehr ein Spiel der Phantasie gewesen war, so in Wahrheit, daß sie sich Vorwürfe darüber machte, wie sie an dem Tage, wo ihre Mutter begraben worden war, Raum für ein anderes Gefühl haben konnte — noch dazu für ein Gefühl, das dem Verlobten einer Andern galt!

Am folgenden Tage, als der Frühschein die Stirnen der Berge lichtete, nahm Lucie Abschied von ihrer Freundin und deren Gemahl, und dankte ihnen für ihre Aufopferung. Vor der Thüre hielten zwei Wagen in entgegengesetzter Richtung, Braun mit seiner Frau rollte bald die gebahnte Straße in's ebene Land hinab, während Lucie, von dem Kammermädchen begleitet, langsamer den aufsteigenden Weg einschlug, der über das Gebirge nach dem Wohnsitze des Grafen Königsborn führte. Sie dachte während der zwei Tage ihrer Reise fast nur an den Vater, dem sie die Freude über ihre Ankunft mit einer so erschütternden Nachricht trüben mußte, sie bebte vor dem Augenblicke des Zusammentreffens mit ihm, denn sie brachte ja zu seinen körperlichen Schmerzen noch die herber, tiefer schneidenden des Gemüthes! — Aber der Graf hatte ihr die schwere Pflicht, Ueberbringerin der trüben Botschaft zu sein, erspart, ein Reitender war längst von ihm mit einem Briefe an seine Mutter abgefertigt und diese hatte den Inhalt desselben so schonend als möglich dem Freiherrn mitgetheilt.

Welchen Eindruck die Nachricht auf den harten Mann gemacht, davon wußte die Gräfin, davon später selbst die Tochter nichts zu sagen. Hohenried war von jeher gewohnt, sein Inneres zu verschließen und nur Gott und die stille Nacht oder die Einsam-

keit zu Zeugen seiner Stimmung zu nehmen. Ob er gefühlt, daß Antoinettens Leben durch ihn mittelbar geopfert worden war, daß seine Kälte und Strenge sie ihm längst entfremdet, sein abstoßendes Mißtrauen vielleicht ihr Selbstgefühl und damit ihre Gewissenhaftigkeit abgestumpft hatte; ob er geahnt, daß es einen Wendepunkt gegeben, wo er durch Liebe und Schonung sie hätte mit einem Talisman wider alle Versuchung bewehren können; ob er es endlich für möglich gehalten, daß sein drohender Brief, der ihre Schuld als erwiesen annahm und ihr ein furchtbares Gericht verkündigte, ihre zerrütteten Nerven bis zur Vernichtung erschüttert hatte — wer mochte das entscheiden? Gleich nach dem ersten Gespräche mit seiner Tochter, in welchem er erkannte, daß sie wenigstens eine Ahnung von Allem hatte, bat er sie mit trübem Ernste, der Verstorbenen gegen ihn nie mehr zu erwähnen. Aber alle Liebe, die er zu Antoinetten getragen, wenn auch nie gezeigt hatte, weihte er nun seinem Kinde und wie es sich ihm näher anschloß, sah er mit Freuden, daß Luciens Gemüth nicht durch die äußere Weltbildung, die er ungerecht haßte, erstickt, sondern nur verschleiert war. Seine Zärtlichkeit, deren Ausdruck er nicht immer zurückhielt, bewies, daß sein Inneres Gefühle barg, an denen sonst Jeder gezweifelt hatte.

„Wird der Graf bald nachkommen?" fragte Hohenried seine Tochter.

„Ich weiß es nicht," sagte sie leicht erröthend.

„Sehr bald, ich kann es versichern!" rief die Gräfin, indem sie mit wohlwollendem Lächeln das reizende Kind liebkoste.

Der Graf war schon unterwegs. — Auch Zehsen hatte Schwarza verlassen — vielmehr, er war, seit Adam ihm das Entsetzliche gemeldet, gar nicht wieder dahin zurückgekehrt. Vergebens erwartete Charles seinen Herrn, es vergingen zwei Tage, er kam nicht und der betrübte Diener wollte sich schon in einen lachenden natürlichen Erben verkehren, als ihm ein Holzhauer den Befehl, mit Bleistift auf ein schlechtes Stück Papier gekritzelt, brachte, sich mit dem Gepäck seines Herrn nach der Hauptstadt zu verfügen, wo er ihn finden werde. Die Oberförsterin, welche durch Adam über Zehsens wahre Absichten enttäuscht worden war, hörte nachher, daß er eine große Reise angetreten habe. Von dieser ist er noch nicht zurückgekehrt und es steht zu erwarten, ob die traurige Katastrophe, die er herbeigeführt, wenn auch nicht grade durch den Brief, den die Sterbende gar nicht erhalteu, heilsam auf ihn gewirkt haben wird. Einer seiner alten Freunde, wenn dieser

Name für Trinkgenossen keine Entweihung ist, will ihn zwar in Paris sehr vergnügt im Foyer des Italiens gesehen haben, aber der Mann ist ein bekannter Lügner. Jeden Falls wird sein Gewissen in sein Recht treten, früh oder spät.

## 8.

Ein Jahr war vergangen. Der Sommer glühte wieder an den Bergen und wirkte prachtvolle Blumengewänder für die schattigen Thalgründe. Reisende kamen und gingen; die Gebirgseinsamkeit, welche sonst nur durch den rüstigen Holzhauer, auf seinem Tannenbloch pfeilschnell über den Schnee in die Tiefe gleitend, oder durch den frischen Waidmann und das Wild, dem er nachging, gestört worden war, wurde jetzt auf einmal mit Gestalten belebt, auf welche die Vögel aus ihrem Versteck, der Adler in der Luft verwundert hernieder sahen. Und mancher alte Weih, der nur den Wildruf der Menschen: „Guten Morgen! oder: Glück auf!“ kannte, erschrak vor dem gellenden Stimmengewirr, das unauslöschlich die Naturgenießenden begleitete und noch aus weiter Ferne zu hören war, wenn schon wieder ein

neuer Schwarm bunter Mischlinge den Hohlweg herauf lärmte.

Die höchste Kuppe des westlichen Abfalls war vielleicht der einzige Punkt, der nur selten von Parasols oder Palmhüten heimgesucht wurde, denn Alles zog nach dem riesigsten Gipfel des ganzen Gebirgs, wo man ja eine viel weitere Aussicht hatte und ein comfortables Gasthaus fand, nebst Eseln zur Bequemlichkeit, was Alles dort fehlte. Es schien aber, als solle dies Jahr auch hierher Besuch bringen, und zwar recht zahlreichen. Denn schon mehrere Tage lang waren Arbeiter beschäftigt, den Weg zu bahnen, wo der Fels zu steil anstieg, mäßige Stufen einzuhauen, oben ein Geländer und Sitzbänke mit starken Eisenklammern fest zu schlagen — und als der Johannistag zu Rüste ging, zog gar eine festlich geputzte Schaar frischer Bergmädchen herauf, streute Blumen und ordnete sich wie zum Empfange hoher Gäste. Bald nach ihnen erschien auch der Oberförster aus Schwarza mit einem stattlichen Gefolge von Jägern und ihm gegenüber reihten sich Bergknappen in ihrer eigenthümlichen Tracht. Es verging noch eine halbe Stunde der Erwartung.

Jetzt zeigte sich, langsam aufsteigend, der kleine Zug, dem Alles galt. Neugierig streckten die Mädchen ihre Köpfe vor, die junge Herrin zu sehen, aber

der Oberförster winkte und ein Chor kräftiger Männerstimmen begrüßte das ankommende Paar. Es war Graf Königsborn mit seiner Gemahlin; hinter ihnen schritt deren Vater, der Freiherr Hohenried, und wenige Gäste folgten.

Lucie sah mit Ueberraschung die Anstalten, welche zu ihrem Empfange getroffen waren; sie dankte den Leuten mit Freundlichkeit, nahm die volksthümlichen Gaben, welche die Mädchen ihr überreichten, wohlwollend an und übersah die kleinen Verstöße oder half den Verlegenen leicht darüber hinweg — ihre Anmuth gewann alle Herzen. Dann ließ der Graf an verschiedenen Tischen auf der geräumigen Kuppe ein Mahl bereiten und zeigte seinen Gästen die schöne Scenerie, welche das Licht der untergehenden Sonne in ihrer großartigen Bildung verklärte. Als später die Dämmerung einbrach, wurden Fackeln angezündet und der Wein, den der Graf seinen Unterthanen spendete, that das Seinige dazu, sie noch mehr für ihn zu begeistern. Lucie hatte den alten Adam unter den Jägern erkannt und wechselte mit ihm freundliche Worte.

„Nun, Adam," sagte der Graf, „nicht einmal ein Hochzeitgeschenk für Deine neue Herrschaft? Und meine Frau hatte doch eine Liebe mit Dir!"

„Gnädiger Herr Graf," erwiederte Adam, „wenn

ich nicht war, hätten Sie sie gar nicht gekriegt. Nicht wahr? damals bei der Hexenküche, in die Sie mit Teufelsgewalt wollten?"

Lucie verstummte und trat hinweg, düstere Erinnerung überkam sie. Da sagte der Graf im Tone des Commandos laut: „Feuer!" — Und wie der Knall durch das Echo von Berg zu Berg getragen wurde, schien es, als zünde er überall Licht; auf den Höhen nah und fern blitzten Flämmchen auf, sie wuchsen rasch und dehnten sich hoch und weit, bis prasselnde Lohen auf allen Punkten zum dunkeln Nachthimmel empor schlugen und die silbernen Sterne vor der rothen Glut, vor den sprühenden Funken erblichen. Lucie sah die Johannisfeuer zum ersten Male, der Anblick entzückte sie. Da verkündigte der Graf einen zweiten stärkern Schuß. Er gab das Signal zum Feuerwerk, das auf einer fernen Kuppe abgebrannt wurde. Bei diesem Schauspiele konnten sich die Bergbewohner, welche dergleichen noch nie gesehen hatten, nicht enthalten, ihre Bewunderung laut werden zu lassen. Der Graf hatte seinen Arm um Lucie geschlungen und machte auf ihren verschränkten Namenszug aufmerksam, der eben kolossal in hellem Brillantfeuer brannte. „Weißt Du, wo es ist?" fragte er sie. „Auf dem Frauenberge!"

Sie zuckte in seiner Umarmung, ihr Blick flog

aufwärts. — „Dort laß ein Kreuz setzen!“ rief sie, von ihren Gedanken hingerissen.

„Ein Kreuz!“ wiederholte der Freiherr, welcher neben ihr stand.

„Das wollen wir!“ sagte Königsborn warm und drückte die Rechte des Vaters. Aber sie hatten Beid Lucien nicht verstanden.

# Ein starkes Herz.

## 1.

„Eine freudige Hoffnung mit auf den Weg! Bringe das Glück wieder in unser Haus, Auguste. Sei recht freundlich, recht gut gegen Deine Schwester. Bedenke —"

„O das rathe mir nicht!" unterbrach die Abreisende diese Rede. „Wenn ich erst bedenken sollte, welchen Schritt ich zu thun im Begriffe stehe, so kehrte ich noch auf der Schwelle um!"

„Aber Du hast mir versprochen, Auguste — hast Dich selbst überzeugt —"

„Daß Du verloren bist, wenn ich diesen schwersten Schritt meines Lebens nicht thue! Ich werde es vollbringen — denn es ist kein anderer Rath. Zu bedenken habe ich verlernt, seit — zwanzig Jahren."

Er ließ den trübsinnigen Kopf hängen und warf nur unter den Augenbraunen empor einen bittenden Blick auf die schöne, stolze Gestalt seiner Gattin. Eine Antwort hatte er nicht.

Jetzt kam noch ein junges Mädchen in das Zimmer, mit einer Reisetasche beladen. Sie hatte geweint, aber sorgsam verhehlte sie das vor den Blicken, welche liebevoll auf ihr weilten.

„Die Post kommt schon, ich habe sie im Walde blasen hören," sagte sie, an das Fenster tretend, als wolle sie lauschen, in der That war es aber, um den feuchten Glanz ihrer Augen zu verbergen.

„Charlotte!" sprach die Mutter sanft. Da wandte sich die Tochter um und legte ihren schwarzen Lockenkopf an der Mutter Brust, welche in diesem Momente eine wunderbare Kraft gewann.

„Lebt wohl!" sagte die Frau mit klarer Stimme.

„In wenigen Tagen bin ich wieder hier. Führe die Wirthschaft vernünftig, Charlotte" — hier folgten noch ein Paar Erinnerungen in dieser Hinsicht — „und Du, Körbel, mache Dir mehr Bewegung, Du sitzest zu viel, das bringt dickes Blut!"

Aus dem Fenster, welches die Aussicht nach dem Walde bot, der sich rings um das Haidedorf mit seinem immergrünen Nadelholze erstreckte, konnte man

jetzt den Postwagen erblicken, dessen Dreigespann langsam den sandigen Fahrweg daher geschwankt kam. Der Postillon setzte seine akustischen Versuche in gräulichen Disharmonien fort, welche gleichwohl nicht verfehlten, ein halbes Dutzend barfüßige Bauernkinder aus den nächsten Häusern zu locken. Seitab von der Straße, einige hundert Schritte entfernt, lag das Pachtvorwerk, zum Areal einer großen Standesherrschaft gehörig, deren Besitzer nur zwei oder drei Mal des Jahres in diese Gegend kam, jetzt aber sich angesagt hatte, so daß der Pachter, welchen wir eben als Herrn Körbel kennen gelernt, seine abreisende Gattin nicht begleiten konnte. Er hätte es aber auf dieser Reise aus guten Gründen auch sonst nicht gethan. Die Familie kam den Grasrain zwischen den Getraidefeldern daher, um den Postwagen am Wege anzuhalten; aus dem Fenster der schleichenden Kutsche blickte der einzige Reisende, welchen sie enthielt, aufmerksam den Nahenden entgegen und bewaffnete sein Auge mit einem viereckigen Glase, das er auf eine, damals noch wenig in Deutschland eingebürgerte Manier, mit den Backenmuskeln einzuklemmen verstand, zur grossen Verwunderung des ihm gegenüber schmauchenden Conducteurs.

„Eine prächtige Figur! Wahrhaft junonisch!“ sagte der Reisende. „Die Kleine auch nicht übel —

den Papa nehmen wir mit in den Kauf. Lassen Sie doch halten, Bester."

„Es kommt nur die Madame mit," erwiederte der Conducteur, und fügte noch einen Postwagenspaß hinzu — ein Genre, das allmälig auch auf den wenigen Coursen, die uns die räuberischen Eisenbahnen noch gelassen haben, zu erlöschen beginnt.

„Die schöne Frau allein?" rief der Reisende. „O welch ein unerwartetes Relief meiner Argonautenfahrt!"

Der Postillon hielt unterdessen, die Familie nahm noch einen hastigen Abschied — die Pachtersfrau stieg ein, erwiederte den verbindlichen Gruß des Reisenden, mit welchem sie empfangen wurde und sah dann mit ernstem Blicke dem Paare nach, das nun zwischen den wogenden Getraidehalmen zum Hause zurückkehrte: wie gesunken und gebückt der hagere Mann hinter dem schlanken, blühenden Mädchen!

„Reisen wir weit zusammen?" fragte der Reisende, verbindlich näher rückend: er saß ihr gegenüber.

Sie gab ihm eine kurze Antwort und sah wieder aus dem Fenster nach dem Dorfe, dessen Häuser und

Fruchtbäume ihr jetzt den Anblick der Beiden, welche sie eben verlassen hatten, entzogen. Er hatte also Muße ihre regelmäßige Schönheit genau zu betrachten, er that es mit den Augen eines Künstlers.

Sie mochte vielleicht schon etliche dreißig Jahre zählen, das junge hübsche Mädchen hatte sie Mutter genannt, aber noch konnte sie mit der Tochter um den Apfel ringen. Nicht jene Ueppigkeit reich entwickelter Formen, welche für reifere Bewunderer des schönen Geschlechts die „femme de trente ans" nächst ihrer Lebensweisheit anziehend machen, noch weniger der im Conservirhause eines frostigen Temperaments wohlerhaltene Teint war es, was hier zu einem Preise berechtigte, sondern noch frische, kräftige Jugend, trotz der Zahl der Jahre, warmes Leben in allen Contouren!

Der Reisende war ein Maler, er hatte mehrere Jahre in Rom gelebt und dort die freiere Sitte des Umganges lieb gewonnen, er kam gerade jetzt aus Süddeutschland, wo sich die Menschen auch schnell einander nähern — keine Frivolität, wie sie wohl der frechlächelnde Conducteur auf seinem Sitzkranze in ihm argwohnen mochte, kam in seinen Sinn, als er wieder versuchte, die schweigsame Reisegefährtin für eine Unterhaltung zu gewinnen. Sie hörte ihn ruhig an, gab kaum ein Wort dazu, seine Reminiscenzen

aus dem Süden, die er ungezwungen einflocht, schienen sie wenig anzusprechen, denn sie zog mehrmals die Augenbraunen zusammen und um ihren Mund zuckte es, wie eine aufkeimende Bitterkeit. Aber durch eine unwillkürliche Aeußerung verrieth sie sich — sie war auch in Venedig gewesen! Die Pachterin eines norddeutschen Vorwerks, die Bürgersfrau in ihrem einfachen, fast ärmlichen Anzuge, wie anders konnte sie jenseits der Alpen gewesen sein, als in dienenden Verhältnissen — vielleicht als Kammerjungfer einer vornehmen Dame! Den Maler interessirte sie aber schon deshalb noch mehr, als früher, daß sie Venedig kannte, daß er mit ihr von dem unvergeßlichen San Marco und seinen wonnereichen Abenden, von den Mondnächten auf dem Canal grande, von der Herrlichkeit und all' dem wehmüthigen Zauber reden konnte, welcher die Königin der Meere bekleidet. Und sie verstand auch Italienisch — er las es in ihrem Blicke, der sich wunderbar belebte, als er eine Stanze des Ariost berührte, gewiß, sie konnte auch italienisch sprechen, wenn sie seiner Anrede nur ein leises Kopfschütteln zur Antwort gab. So ließ er sich nicht abhalten, zu ihr in italienischer Sprache weiter zu reden, und siehe! sie lächelte, was sie bisher noch nicht gethan — es verklärte ihr ernstes Antlitz wunderbar, wie ein heller Sonnenstrahl dunkle Bilder. Ihre

streng geschlossenen Lippen öffneten sich, der feste Blick ihres Auges ruhte mild und freundlich auf dem jungen Phantasten, der sich in das Zauberland der Hesperiden und dessen volle Poesie verlor, es war die höchste Gefahr für ihn, sein Herz an diese seltsame Frau zu verlieren!

Ach! Da kam die Prosa in ihrer tölpelhaftesten Gestalt mitten in dies aufkeimende zarte Verhältniß gesprungen: der Postillon war draußen beim sanften Mahlen im Sand süß eingeschlummert, die Pferde hatten sich einen bequemen Weg ausgesucht und plötzlich hob der Wagen zwei Seitenräder, kein Fluch des zeternden Conducteurs konnte ihn mehr halten, er schlug in den Graben und die Reisenden, auf einen Haufen geworfen, waren flugs aus dem Paradiese von Olevano in die rauhe Wirklichkeit zurückgeführt — was vielleicht für den armen Künstler sein Gutes haben mochte. Denn jetzt entkleidete sich auch vor seinen sichtlichen Augen alles Schimmers von Poesie welche er ihr geliehen, die schöne Reisegefährtin — schön blieb sie unleugbar noch, aber wie sie determinirt gleich mit Rath und That bei der Hand war, das geschehene Unglück wieder gut zu machen, wie sie dem Postillon — entsetzlich anzusehen! — sogar die Stränge des einen Gaules, auf dem er nach Hülfe reiten sollte, losmachen half, und auch den Maler zu

Dienstleistungen anstellte, da war sie in seinen Augen nicht einmal die frühere Kammerjungfer mehr — an deren Stand doch noch immer etwas Schmetterlingsreiz haftet, sondern die unverfälschte Pachtersfrau und er sah sie im Geiste mit Besen und Butterfaß handthieren, wenn nicht gar mit der Stallgabel, ihren Mägden zum vorleuchtenden Beispiel.

Verstummt setzte sich der Maler auf den Grabenrand, der Conducteur bot ihm seinen vermaledeiten Sitzkranz an, die Pachterin hatte die Arme gekreuzt und sah recht gebieterisch in die Ferne: es wäre ein hübscher Vorwurf zu einem Genrebilde gewesen, sie als Haupt-, er als traurige Figur, der Conducteur die teuflische Gemeinheit! Zum Glücke war das Dorf nicht weit, der Schmied daheim, so kehrte die Hülfe bald zurück und die Reise konnte — allseitig in veränderter Stimmung — fortgesetzt werden. Die Pachterin war redseliger geworden, sie sprach mit dem Maler, welchem sie bisher nur zugehört hatte; was sie sprach, klang so verständig, ja gebildet — er konnte es nicht ableugnen, daß ihre Ausdrucksweise sich in auffallenden Widerspruch mit ihrer Kleidung setzte, vor dem Sturze wäre er entzückt gewesen, hätte sich über sie und ihre Vergangenheit die buntesten Phantasiebilder gesponnen, jetzt schalt er ihre Reden aus der Grisettenliteratur irgend einer Winkelbibliothek

geschöpft, am Kaminfeuer der langen bäuerischen Winterabende, er konnte sich nicht mehr für sie erwärmen, selbst ihre „junonische“ Schönheit schillerte ihm jetzt stark in das Massive. Und darin that er ihr so schreiendes Unrecht, als mit all' seinen Vermuthungen vorher und nachher! Es ist ein ganz eigenes Ding um die Regungen unserer Seele, wie demüthigend, von welchen Einflüssen sie geweckt und geleitet werden — oft nicht einmal auf so heroische Weise, wie hier durch Umsturz und Radikalkur!

„Wir sind zwei Tage zusammengefahren, verehrte Madame,“ sagte der Maler, als er sich endlich nach vielfachem Wechsel der Mitreisenden von der Pachtersfrau trennte. „Wollen wir uns nicht nachträglich mit unsern respectiven Namen bekannt machen?“

„Der meinige ist Auguste Körbel,“ sagte sie freundlich.

„Sehr verbunden. Ich heiße Klinger und bin Historienmaler, wie Sie schon wissen. Wünsche glückliche Reise! — Sie haben noch weit?“

„Zwei Stunden. Ich benutze eine Gelegenheit, die ich hier gefunden habe, sonst würde ich noch eine Station mit Ihnen weiter gereiset und von dort zu Fuße gegangen sein.“

Zu Fuße! Der Maler sah ihre derben Schuhe an — er mußte aber dabei ihren wohlgebildeten Fuß bemerken. „Darf man Ihr Reiseziel wissen?“ fragte er noch.

„Das kann Sie wohl nicht interessiren,“ sagte sie lächelnd, keineswegs unfreundlich, und schied so von ihm. Ehe die Post weiter fuhr, sah er sie auf einem Leiterwagen, auf einem Sitze von Stroh, zwischen zwei Bäuerinnen, die eine vor, die andere hinter ihr, absegeln. Glückliche Reise! Der enttäuschte Künstler konnte sich aber doch nicht enthalten, nachdem er einigermaßen zur Ruhe gekommen war, eine Skizze ihrer interessanten Erscheinung — Brustbild — in sein Buch zu werfen, besonders ihr schönes Profil und die auffallend edle Weise, wie sie den Kopf trug, machten sie dessen werth! Ja, ja! sagte er. „Unter den Töchtern des Volkes, unbeachtet wie sie den sogenannten gebildeten Ständen durch das Leben gehen, gibt es so viel plastische Schönheit, alle Salons zu beschämen.“

Herr Körbel, der Gatte Augustens, Pachter eines gräflichen Gutes, saß unterdessen abwartend daheim und berechnete mit banger Furcht im Herzen die Tage und Stunden, wie lange seine Frau ausbleiben konnte. Ohne sie war er so gar nichts mehr — hätte er das nur immer vor Augen gehabt und niemals ohne sie

gehandelt! Ein langer hektischer Mann, mit dünnen blondem Haar, das schon die Scheitel ganz verlassen hatte, die magern Schenkel von dem Schlafrocke bedeckt, eine sehr lange Pfeife im Munde, qualmend und grübelnd, saß er über mehrern großen Büchern in Folio, deren Ziffern und Columnen er anstarrte, in der That aber ohne recht an sie zu denken. Seine Gedanken wanderten. Selbst als sein blühendes Kind ihm den Kaffee brachte, schien er aus seiner trübsinnigen Zerstreutheit nicht zu erwachen, er blickte sie mit so seltsamem Ausdrucke an, daß sie sich „graulte." Verzeihung dem Ausdrucke! Wir geben ihn, wie Charlotte ihn gegen ihre Vertraute — mit einiger Schüchternheit nennen wir die Kuhmagd — gebrauchte. Auch die Tochter sehnte sich nach der Heimkehr der Mutter, denn auch sie glich nach deren Abreise einer haltlosen Epheuranke, welche der Sturm von der festen Ulme gerissen, an welcher sie Schutz und Nahrung fand.

Einquartirung war angesagt. Es war in der Zeit, wo die Cholera ihren ersten großen Verheerungszug durch Europa machte, und die Regierungen sie durch Absperrungscordons glaubten an der Grenze bannen zu können, manche auch nur der Stimmung im Volke und der verbreiteten thörichten Meinung nachgaben, wider die eigene bessere Einsicht. Hier

konnte das wenigstens nichts schaden. — Der Amtmann, diesen Titel führte Herr Körbel, sollte den Führer des Commandos, welches, zwanzig Pferde stark, das Dorf besetzte, in's Quartier bekommen, er war seit frühen Jahren ein Soldatenfeind, und hatte, soviel an ihm lag, jede Berührung mit diesem Stande vermieden, bisher war auch die Abgeschiedenheit, welcher sich die Gegend rühmen konnte, von allen Truppenmärschen verschont geblieben — nur die ältern Leute im Dorfe erinnerten sich einmal Soldaten hier gesehen zu haben, Versprengte im Frühlinge 1813. Nun mußte grade in Augustens Abwesenheit das Unglück diese ungebetenen Gäste herführen — wie sollte der Mann und das unerfahrene Kind mit ihnen fertig werden! Herr Körbel erkundigte sich bei dem Quartiermacher nach dem Offiziere, den er aufnehmen sollte, ob er jung oder alt, was er für ein Mann sei, verheirathet oder nicht. Der Reiter lachte: „Verheirathet? Gott bewahre! Der Herr Lieutenant ist sehr lustig, wenn er gut ist — eine Seele von Mensch, flucht das Blaue vom Himmel herunter manchmal, aber Sie sollen 'mal sehen, ein Soldat, wie er im Buche steht."

Das Wort Buch durchzuckte den Amtmann jedes Mal wie ein Dolchstich, hier war es nun gar mit

der verhaßten Soldateska in Verbindung gebracht, an welche sich alte bittere Erinnerungen knüpften. Er schlich in seiner gewohnten matten Weise fort, ohne dem Reiter auf die Schilderung seines Vorgesetzten etwas zu antworten und suchte die Küche auf: ein Departement, in welches er sich bei Anwesenheit seiner Frau nie gewagt hätte. Hier fand er sein schlankes Töchterlein sehr beschäftigt mit zweifelhaften Experimenten der Kochkunst, aber auch sehr aufgeregt und zu seiner Unzufriedenheit vergnügt. „So sind sie Alle!" murmelte er für sich. „Der bunte Tand der Uniform verblendet Aug' und Herz, und schwer wird es dem Würdigsten, der im schlichten bürgerlichen Kleide naht, sich neben dem Flachsten jener Gattung zu behaupten — schwer, sag' ich, aber darum ist es doch auch gelungen!" Bei diesem Gedanken erhob sich sein gebücktes Haupt, ein Blick, wie er lange nicht aus diesen trüben Augen geblitzt, flog über seine emsige Tochter, und die sauren Falten um den Mund glätteten sich zu einem Lächeln, aber es war nur die Anwandlung eines Moments. Der Kopf sank schnell wieder herab, das Lächeln erstarrte und aus der eingefallenen Brust hob sich ein angsthafter Seufzer.

Draußen war ein Regenwetter eingetreten, das immer stärker strömte. „Die armen Menschen!" sagte

Charlotte. Es galt nicht den Pflügern auf dem Felde, welche bis auf die Haut durchnäßt, Beet auf, Beet ab, ihre Furchen zogen, sondern den Fremden galt es, die auf dem Marsche waren. Der Amtmann hörte die Aeußerung und strafte sie durch eine lange Predigt. Hatte er doch seit geraumer Zeit nicht das Vergnügen gehabt, lange Predigten halten zu dürfen, da sie ihm jedes Mal im Eingange durch die ungeduldige Gattin abgeschnitten wurden; deshalb that er es auch mit vieler Salbung und dem künstlichsten Periodenbau. Für einen Pachter leistete er darin Staunenswerthes.

Endlich erklangen vom Waldrande her, da wo sich an Posttagen immer auch das Horn der Postillone vernehmen ließ, die schmetternden Töne eines lustigen Trompeterstückleins. Der Regen strömte zwar noch immer, aber das hielt die Dorfjugend nicht ab, in Schaaren, Groß und Klein, den Reitern entgegen zu laufen. Viele hatten sie schon im Walde aus einem Hinterhalte überfallen. Einen glänzenden Anblick bot die marschirende Schwadron, von welcher ein Theil in diesem Dorfe zurückbleiben sollte, keineswegs. Das Haidedorf lag nämlich in einer Oase von Sand, mitten in der fruchtbarsten Gegend — jener Gürtel Nadelholz bezeichnete ihre Grenze, jenseit war Alles strotzende Ueppigkeit des Bodens, dies-

seits dürrer Sand, welchem nur der Fleiß der Einwohner die Ernten abtrotzte. So hatte die Reiterschaar bisher in der schweren, schwarzen Erde, wo die Wege beim Regen bald grundlos werden, einen höchst beschwerlichen Marsch zurückgelegt, die Pferde waren bis an die Bäuche mit Koth bespritzt und sämmtlich aufgeschwänzt, die Reiter bis an die Nasen in ihre dunkelfarbigen Mäntel gehüllt, die Flaggen ihrer Lanzen hingen naß und schlaff herunter, kein Waffenglanz, keine bunten Farben — und doch elektrisirte der Anblick, weil er neu war, selbst die Dorfleute, welche allmälig auch am Eingange sich sammelten, geschweige denn die um die Colonne herspringende schreiende Jugend.

Ein Offizier sprengte mitten unter sie und schlug sie mit einigen derben Flüch'en, unter dem schallenden Gelächter der Reiter, wie eine Hammelheerde in erschreckte Flucht. „Das sind der Herr Lieutenant," sagte der Quartiermacher, welcher dem Schwadronschef eben zur Meldung entgegenging, zu dem verdrießlichen Amtmanne. Dieser stand vor seinem Hofthore, nur um die Tochter, welche ebenfalls dem allgemeinen Impulse gefolgt war, unter den Regenschirm zu nehmen und ihren Antheil etwas zu mäßigen. Unbehaglich sah er von fern zu, wie der Aufmarsch vor dem Dorfe geschah, das Commando, welches hier

bleiben sollte, abgetheilt wurde und die Uebrigen unter dem erneuten Klange ihres Reiterstückleins weiter zogen. Die Einquartirung ging rasch vor sich, der Offizier hatte sein Handpferd schon vorausgeschickt und galoppirte nun selbst heran: Herr Körbel that ihm keinen Schritt entgegen.

„Sind Sie der Wirth?“ rief der Offizier, während sein Auge mehr die hübsche Tochter traf, welche ganz roth geworden war.

„Der Amtmann Körbel, zu dienen,“ sagte dieser frostig.

„Ich komme zu Ihnen in's Quartir, altes Haus — thut mir leid, Ihnen lästig zu fallen, aber ich reise nicht zu meinem Vergnügen! — Blume, wo steckt der Kerl! Ein kleiner Mensch, in eine Art Livrée gekleidet, stürzte herzu, den Bügel zu halten. Der Offizier sprang ab, übergab dem Amtmann, der noch kein Wort erwiedert hatte, das Billet mit einer gewissen Geringschätzigkeit und machte dem jungen Mädchen ein tiefes Compliment. „Mein Fräulein, ich erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen und mich Ihrer besondern Protection zu empfehlen.“ Er nahm dabei die Czapka ab, die schwarze Locke seiner Schläfe — damals trug man noch das Haar nicht glatt und kurz verschoren, wie heute — spritzte

all' ihr Regenwasser dem Amtmann zu, welcher mit finsterm Blicke näher zu treten bat. Sobald er ihm die kleine, für ihn bereitete Stube angewiesen hatte, rief er Charlotten zu sich.

„Lottchen," begann er mit einiger Verlegenheit, denn er wußte sich dem arglosen Kinde in so delikater Sache nicht recht verständlich zu machen, „Du wirst Dich vor diesem ungebührlichen Menschen so wenig als möglich sehen lassen."

„Weshalb? Er war ja so artig," fragte Charlotte verwundert. „Und wenn er in unserm Hause wohnt und mit uns ißt —"

„Den Teufel auch!" rief der Amtmann. „Mir würde in solcher Gesellschaft kein Bissen schmecken — nein! Du wirst ihm seine Mahlzeit schicken — hörst Du? schicken! Durch die Dore — oder den Knecht, nicht etwa, daß Du selbst — doch das brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Ueberhaupt Dich nie in ein Gespräch einlassen."

Eine laute donnernde Stimme, welche aus der Stube des Einquartirten durch die dünnen Wände zu ihnen drang, erschreckte sie in diesem Augenblicke und ließ beide verstummen, sie konnten zwar die Worte nicht verstehen, hörten aber an der Heftigkeit und dem langanhaltenden Ausbruche, daß es eine Straf-

rede war, mit Schelten und Fluchen gespickt. — Charlotte zitterte und ihr Vater schüttelte den Kopf. Gleich darauf sah man den kleinen Diener sehr bestürzt und niedergeschlagen aus dem Hause über den Hof gehen — er war der Dulder in der eben erlebten Scene gewesen.

Abends fragte ihn Charlotte bei zufälliger Begegnung — denn auf den Diener konnte doch des Vaters Verbot nicht ausgedehnt werden — ob sein Herr sehr böse sei?

„O ne!" sagte der Mensch. Man wußte nicht recht, wie er das meinte. Die Leute auf dem Hofe waren von dem Herrn bereits sehr eingenommen, er hatte zwar in seinem Stalle, wo er wohl zwanzig Mal gewesen war, viel getobt und „sakrirt", aber mit ihnen hatte er manchen derben Spaß gemacht, über den sie lachen mußten. Namentlich die Magd, häßlich wie sie war, äußerte sich sehr entzückt über ihn, und erzählte Charlotten, wie lustig er gewesen war, als sie ihm das Essen gebracht hatte. Ueberdem war er so schlank und schön gewachsen und wie verwegen war er bei der Ankunft über den Rückzaun gesetzt! Charlotte, welche nie ein Hehl ihres Innern hatte, sprach gegen den Vater nur zu viel über ihn, und als dieser sich spät in der Nacht zu Bette legte, dachte er um einer Ursache mehr willen an seine

entfernte Gattin, in deren Hände er sein provisorisches Hausregiment zurückzugeben sich sehnte.

## 2.

Das Ziel der Reise war erreicht. Auf dem Bauerwagen vorzufahren, konnte sich aber selbst der starke Geist, welcher in Augusten lebte, nicht entschließen; sie ließ in einiger Entfernung von dem Parke halten, nahm einen herzlichen Abschied von den beiden Bäuerinnen, über deren gebräunte Wangen die Thränen rollten und ging dann mit festem Schritte nach der offenen Stelle, welche sonst durch einen tiefen Graben, nun aber, wie sie von weitem gesehen, einzig durch ein Drehkreuz geschützt war. Die Bauerfraueu, im Alter etwa Augusten gleichstehend, aber im Aeußern wie verwittert und runzelvoll gegen sie! — blickten ihr mitleidig nach und stießen sich an, als sie das Drehkreuz öffnete und hinter sich wieder schloß.

Im Parke war es still. Kein Arbeiter ließ sich sehen, keines Vogels Laut vernehmen — es herrschte die feierliche Ruhe des Hochmittags. Auguste wandte sich auf dem nächsten kleinen Pfade in das tiefe Gebüsch, wo sie gewiß sein konnte, ihren Weg unbemerkt zu verfolgen. Sobald sich alle Aussicht rings

um sie mit den Krümmungen des Fußsteiges geschlossen hatte, stand sie still, ihre Brust drohte vor den mächtigen Gefühlen, von welchen sie bestürmt war, zu zerspringen, ihre Augenwimpern, zur Erde gesenkt, zuckten, ihre Hände falteten sich und leise glitt sie auf ihre Knie, nur von Gott gesehen, und betete. Dann stand sie auf und ging langsam weiter.

Ein heller Streifen Licht im Gebüsche verrieth die freie Stelle, der sie nahte. Hier stand, noch halb versteckt vom Haselgesträuche, eine steinerne Bank, ihr gegenüber war aber eine Durchsicht gehauen, welche der Einsamen einen überraschenden Anblick gewährte. Von weichen Laubmassen in allen Schattirungen des Grüns umfaßt, stellte sich als Ziel der Aussicht das stattliche Schloß, zu welchem der Park gehörte, in seiner vollen imposanten Schönheit dar. Nicht war es ein Herrensitz im Style des achtzehnten Jahrhunderts, mit Seitenflügeln und fensterreicher Fronte, oder eine Villa im florentinischen Geschmacke wie die Modernen sie bauen, wo doch der südliche Himmel und die Staffage fehlt — sondern ein graues gothisches Gebäude, mit Erkern und Spitzen, Schieferthurm und Warte, aber mächtig in seinen Dimensionen, aus einem breiten grünen Vorplatze sich erhebend, vom großartigsten Eindrucke. Auguste

stand noch einmal still, dies Mal die Augen fest und feurig auf die ferne Burg gerichtet — dann aber eilte sie, die letzte Strecke ihres Weges zurückzulegen.

Im Salon, wo sich die Gesellschaft des Schlosses, zahlreich zu allen Zeiten des Jahres, zu versammeln pflegte, saß heute nur eine einzelne Dame. Es war die Frau vom Hause, sie hatte die Partie, welche früh Morgens nach einem nahgelegenen Badeorte unternommen worden war, ausgeschlagen, weil sie sich nicht ganz wohl fühlte. Demungeachtet saß sie in voller Toilette auf ihrer Chaise-longue und las. Anziehend mochte die Lectüre sein, denn kaum verwandte die Dame ein Auge von ihrem Buche, und die feine Hand hatte mit Umschlagen der Blätter vollauf zu thun — natürlich war es irgend ein französischer Roman, vielleicht eins von den Werken des großen, heute zum Socialismus reuig bekehrten Sue: deutsche Werke finden ihren Weg schwer in die Schlösser. Die Dame las so eifrig, daß sie den eintretenden Kammerdiener gar nicht bemerkte, bis er leise zu husten anfing.

„Was wollen Sie, Anselm?“ fragte die Dame sanft.

„Eine Frau wünscht Eure Gnaden zu sprechen,“ meldete der Diener.

„Eine Arme? Warum haben Sie ihr nichts gegeben?“ fragte die Dame.

„Verzeihen Eure Gnaden, sie bat ausdrücklich nur um die Vergünstigung, die Frau Baronin zu sprechen.“

„Ihr Name?“

„Sie hat ihn nicht genannt, obgleich ich ihr bemerkte, daß Frau Baronin Unbekannte nicht gern vorließen. Sie sagte nur, daß Eure Gnaden keine ganz Unbekannte in ihr finden würden.“

„Es wird eine verschämte Arme sein, Anselm. Ich bin heute zu angegriffen und habe vom menschlichen Elende heute schon —“ dabei warf sie, sich unterbrechend, einen Blick auf den Roman: er war also gewiß von Sue — „kurz ich fühle mich nicht stark genug, heute eine traurige Erzählung anzuhören. Geben Sie mir dort meine Börse vom Schreibtische — und ein Blatt von dem Bath-Papier, es ist undelicat, Anselm, verschämten Armen das bloße Geld in die Hand zu drücken, merken Sie sich das — hier! machen Sie um dies Stück eine Enveloppe, und sagen Sie der armen Frau, wenn Sie es ihr mit möglichster Schonung reichen: es thue mir leid, sie heute nicht empfangen zu können, aber in den nächsten Tagen hoffte ich so weit hergestellt zu sein —“

Die Dame stieß plötzlich einen leichten Schrei aus und erblaßte, ihr Auge starrte, wie auf eine Erscheinung, nach der Thüre, in welche jetzt hinter dem Kammerdiener die Fremde eingetreten war.

„Unverschämt!" rief der Lakai und wollte thun, was er für seine Pflicht hielt, aber die Dame rief mit einer Heftigkeit, wie er sie noch nicht an ihr, die sonst lauter Ebenmaaß war, kannte: „Lassen Sie, Anselm! Gehen Sie! Ich will es — lassen Sie uns allein!" — Verwundert gehorchte der Kammerdiener.

Und sobald er die Thüre hinter sich in das Schloß gedrückt hatte, sprang die vornehme Frau auf die eingetretene zu, mit ausgebreiteten Armen — diese wollte, zurücktretend, sie abhalten, aber die Baronin zog sie heftig an ihre Brust und brach in ein lautes krampfhaftes Weinen aus. Es war ein sonderbarer Anblick, die schlanke, vornehme Frau im feinen Caschmir, das Muster aller Eleganz, so innig verschlungen mit der ärmlich, fast gemein gekleideten Fremden zu sehen, ein Anblick, davor dem lauschenden Anselm an seinem Schlüsselloche fast die Augen überschnappten.

„Auguste!" fand endlich die Baronin zuerst die Sprache wieder, indem sie ihre Thränen zu stillen

strebte. „Auguste! Bist Du glücklich? Wo lebst Du? Hast Du Dich entschließen können, zu uns zu kommen?"

„Ja, Therese. Ich mußte! Du siehst mich als Hülfesuchende bei der Schwester."

„Sprich! Kann ich Dir helfen, sei davon überzeugt."

„Still, Therese. Kein voreiliges Versprechen. Es ist viel, was ich brauche."

„Geld —?" fragte die Baronin, etwas zögernd, weil ihr Zartgefühl sich gegen dies Wort, der Schwester gegenüber, sträubte.

„Geld!" wiederholte die Andere fest.

„Wie kannst Du zweifeln? Nenne mir die Summe."

„Sie ist groß. Dreitausend, fünfhundert Thaler. Zu viel, nicht wahr? Ich lese es in Deinem Blicke."

„Du sollst die Summe haben, verlaß Dich darauf. Ich selbst habe zwar nicht freie Disposition über so viel, ich muß meinen Mann davon in Kenntniß setzen, aber Du hast mein Wort, daß Du die Summe erhältst."

„Nein!" sagte Auguste sehr bestimmt. „Ehe

ich zugebe, daß mein Betteln Deinem Gemahle bekannt wird, verzichte ich lieber auf Deine Hülfe. Verzeihe, daß ich Dir durch meinen Anblick eine unbehagliche Stunde gemacht habe.

„O wie kannst Du bitter und hart sein, Auguste! Gegen Eduard bist Du ganz ungerecht, Du kennst ihn nicht, oder höchstens von Hörensagen —"

„Also jedenfalls mehr, als er mich kennt!" unterbrach Auguste die Baronin. „Denn er hat doch wohl keine Ahnung, daß Du noch eine Schwester besitzest, welche einst — so tief unter ihrem Stande geheirathet hat. Oder weiß er etwas von meinem Dasein?"

„Liebe Herzensschwester —" sagte Therese in Verlegenheit — „Du weißt, was unser seliger Vater —"

„Ja, ich weiß Alles!" erwiederte Auguste. „Auch will ich verschwunden sein, wie ein Traum der Nacht, ehe Dein Gemahl zurückkehrt. Es steht bei Dir, meine Person, da sie einmal von den Domestiken gesehen worden ist, zu erklären, wie Du willst; von den Alten, welche mich etwa noch kennen würden, ist ja Keiner mehr im Hause. Du willst mir also ohne Vorwissen des Freiherrn von Hohenroda nicht helfen —."

„Ich kann nicht. Sage mir Mittel und Wege, dann will ich es thun. Was ich habe — meine ganze Baarschaft, mein Nadelgeld ist Dein — ich könnte Dir noch Schmucksachen geben, aber wie soll das die Summe erreichen, welche Du brauchst?"

„Du bist noch das unbehülfliche Kind, wie ich Dich vor Alters gekannt habe. Danke Gott, daß er Dir die Steine aus dem Wege geräumt, die Dornhecken von Deinem Lebenspfade geräumt, Du wehrloses Lamm wärest verloren gewesen. Mich hat die Noth gezwungen, Hand anzulegen, wenn ich fort wollte. — Das Vermögen ist Dein, Therese, Du bist die Erbin dieser Güter, Dein Name, denke ich, wird eine so gute Bürgschaft sein, als der Deines Gemahls, und wenn Du eine Anweisung ausstellst an den Bankier, welcher Eure Geschäfte besorgt — reiche und große Herrschaften pflegen dergleichen zu haben —"

„Fränkel, wahrhaftig! O Du weißt doch immer Rath, Auguste. Meinst Du also, wenn ich eine Anweisung schriebe an Herrn Fränkel, daß er Dir dreitausend fünfhundert Thaler auszahlen soll — oder willst Du nicht gleich viertausend? — das würde helfen? Schreibe mir eine solche Anweisung, oder besser, dictire sie mir, dann ist es meine Hand und Unterschrift. Komm!" Sie setzte sich an den Schreibtisch.

„Es bedarf nichts weiter," sagte Auguste, sie scharf beobachtend, „als daß Du mir ein Blanket giebst — ich meine, einen weißen Bogen Papier, auf welchem Deine Unterschrift steht — ich werde dann schon das Nöthige ausfüllen. Natürlich an Herrn Fränkel dabei die Adresse."

Unbedenklich schrieb die Baronin ihren Namen an die bezeichnete Stelle: „Therese, Freifrau von Hohenroda, geborene Gräfin Moers —" und auch die Adresse an die wohlbekannte Firma.

Auguste nahm das Papier in Empfang und küßte gerührt ihrer Schwester Stirn: „Nein, Du argloses Kind! So wollen wir nicht handeln. Weißt Du, daß hierauf die größte Summe bis an die Grenze Deines Credits gezahlt würde, wenn ich Dein Vertrauen mißbrauchen, und hinschreiben wollte, was mir irgend beliebt?"

„Pfui, Auguste, solche unwürdige Gedanken!"

„Vollende nur die Schrift, wie sie uns Allen besser ist. Niemaud kann für sich stehen — für andere nun gar nicht." Und sie bestand darauf, daß die Schwester das Blanket selbst auf die bezeichnete Summe lautend ausfüllen mußte. Theresens Auge strahlte, als sie das Papier in der Hand ihrer Auguste und die zufriedene Miene sah, welche deren

ernstes Antlitz erheiterte. O wenn sie im Stande gewesen wäre, ihr so leicht alles zu ebenen!

„Nun mußt Du mir erzählen," sagte sie. „Ich weiß ja gar nichts von Dir. Setze Dich an meine Seite — so lange haben wir nicht zusammen gesessen und sonst, weißt Du noch? Besonders Abends, wenn ich mich fürchtete. Willst Du nicht etwas genießen!"

„Ich danke Dir, Therese. Du bist noch wie sonst — Gott erhalte Dir den kindlichen Sinn!" Mit unbeschreiblicher Rührung weilten ihre Blicke auf den Zügen der Schwester, welche keineswegs schön waren, aber durch ihren sanften Ausdruck und ein Paar gutmüthige Augen vom leuchtendsten Blau überall die Herzen gewannen.

„Du willst doch nicht fort?" rief Therese, als sie bemerkte, wie Auguste das herabgeglittene Tuch wieder über die Schultern zog. „Nein das ist unmöglich, das dulde ich nicht. Wir haben uns in einer Ewigkeit nicht gesehen und Du willst nicht einmal erzählen, wie es Dir geht oder —" setzte sie, von Augustens bitter aufsteigendem Lächeln verwirrt, hinzu, „oder wo Du lebst, ob ich Dich bald wieder sehen werde, ob Du Kinder hast und Alles!

„Ich werde Dir schreiben, liebes Herz. Heute

habe ich Eile — Du weißt nicht, was an meiner Heimkehr hängt."

„Aber auf ein Paar Stunden! Auf ein Paar Stunden wird es ja nicht ankommen."

Auguste besann sich eine Weile. Sie schien etwas zu berechnen, die Liebe zu der Schwester und noch ein anderes Gefühl, das sie grade an diese Stätte fesselte, kämpften in ihr mit der kalten Vernunft, welche ihr rieth, so schnell als möglich abzureisen, nicht blos deshalb, weil sie in diese Räume nicht mehr gehöre, sondern aus einem mächtigern Grunde. Aber sie konnte sich sagen, daß wirklich keine Gefahr im Verzuge schien, denn wenn sie auch noch einen Umweg machen mußte, um die Anweisung bei dem Bankierhause in Geld zu verwandeln, so blieben ihr doch noch viele Tage übrig, selbst auf die langsamste Reise und mehrfache Verzögerung gerechnet. Nur krank durfte sie nicht werden.

„Zwei Stunben denn will ich bei Dir bleiben," sagte sie endlich und erregte dadurch die lauterste Freude. Die Baronin wollte gleich klingeln und Erfrischungen kommen lassen, aber Auguste hielt sie davon ab.

„Sieh mich an," sagte sie. „Bin ich in diesem Anzuge eine passende Gesellschaft für Dich? Was

sollen Deine Leute denken! O sei still, Du glaubst in Deiner jetzigen Aufwallung stark genug zu sein, allem Gerede zu trotzen, mich als Deine Schwester zu proklamiren und so mein Recht, neben Dir zu sitzen und mit Dir zu frühstücken, feierlich zu begründen. Aber sieh, Du wirst jetzt schon roth in Gedanken. Nein, nein, protestire nicht. Ich rede Wahrheit und will Dir jede schiefe Lage ersparen. — Was geschehen ist —" hier hob sich ihre volle Brust mächtig, aber sie unterdrückte diese Regung und fuhr mit fester Stimme fort — „was geschehen ist, liegt hinter uns und muß genommen werden, wie es ist. Ich bin geschieden aus Eurem Kreise, des Vaters Wille hat mich auf immer aus der Familie gestrichen — ich habe mir gelobt, seinen Willen zu ehren — und wenn mich auch die Noth getrieben hat, Hülfe bei Dir zu suchen, auf deren Herz ich ja noch immer zählen kann, so bin ich doch fern davon, als Schwester in Deinem Hause aufzutreten. Die Leute kennen mich nicht, ein Paar Frauen aus dem Dorfe, mit welchen ich unterwegs zusammentraf, wissen allerdings, wer ich bin, denn sie haben in meiner Kindheit mit mir gespielt, aber sie haben mir heilig versprochen, keinem Menschen, selbst Mann und Kindern nicht zu erzählen, daß sie mich gesehen haben. So mögen Deine Domestiken denken, was sie wollen,

daß mich ein Geschäft, eine Bitte, wie es wahr ist, zu Dir geführt, daß ich Deine Gouvernante — und das ist doch auch wahr! — gewesen bin oder noch etwas Geringeres. Ich sage es ohne Bitterkeit: die Frau eines heruntergekommenen Oekonomen, was mein Mann jetzt ist.“ —

„Wie?“ rief die Baronin, welche während der Rede still geweint hatte. „Kein Lehramt mehr? Die Landwirthschaft hat er ergriffen?“

„Das hat er gethan — schon seit längerer Zeit. Laß uns von mir nicht weiter reden. Mit meinem Namen, mit meinen Manieren und mit diesem Costüme passe ich nicht in das Haus des Freiherrn von Hohenroda, und wenn er vielleicht auch so ritterlich wäre, mich zu dulden, ich bin noch stolz genug, mich nicht dulden zu lassen und durch meine aufdringliche Anwesenheit tausend Mißverhältnisse zu erzeugen. Also von mir sei nun keine Rede mehr. Erzähle Du mir von Deinem Leben. Du hast zwei Kinder?“

„Ich habe zwei Söhne, weißt Du? Beide werden Soldat, sie sind jetzt im Cadettenhause.“

„Und machen Dir viel Freude, nicht wahr?“

„Sie sind gut und sehr hübsch, Auguste. Der Jüngste wird allgemein bewundert.“

„Dein Mann steht im vortrefflichsten Rufe —

die Leute sprachen von ihm mit Thränen im Blick, sie rühmten seine Großmuth, seine Leutseligkeit, Du bist also wohl sehr glücklich, Therese?"

„Ich bin es!" sagte die Baronin aus vollem Herzen. Ihrer Schwester Auge sank schwer zu Boden. „Du bist es doch auch?" unterbrach Therese schüchtern die Pause, welche nun eingetreten war. „Aeußeres Unglück bindet liebende Herzen nur stärker zusammen und das innere, das wahre Glück vermögen des Schicksals Schläge nicht zn trüben."

„Das hast Du wohl in Romanen gelesen, die Sprache klingt ganz so," erwiederte Auguste. „O ja, es gibt Herzen, welche durch äußere Schläge nicht zu erschüttern sind in ihrer Liebe, wie in ihrer innern Befriedigung, aber starke Herzen müssen das sein, und keine Enttäuschungen dürfen über sie kommen. Die Sorge und Noth, mein liebes Kind, Du kennst sie nicht und der Himmel möge sie Dir auf immer fern halten! Aber sie üben eine furchtbare Gewalt und nicht blos auf das äußere Leben, sie machen auch schlechter! Noth lehrt beten, sagt das Sprichwort, aber sie lehrt auch fluchen!"

„Gott im Himmel!" rief Therese erbebend vor dem Tone, in welchem dies Wort gesprochen wurde.

„Freilich heißt es, wer Gott nicht verläßt, den

verläßt Er auch nicht, Vertrauen läßt nimmer zu Schanden werden und wie alle die Redensarten heißen mögen, welche man den Armen statt des Brodes gibt. Ich meines Theils habe zu viel vom Gegentheil gesehen, als daß ich auf diesen Trost — so himmlisch er auch klingt und kindliche Gemüther in den Schlaf des Vergessens wiegen kann — viel geben möchte. Handeln zu rechter Zeit, kräftig das Nothwendige thun, mag es noch so bitter sein, das ist die einzige Rettung hienieden. Der liebe Gott hätte viel zu thun, wenn er all' unsere dummen Streiche durch unmittelbares Eingreifen wieder gut machen wollte. Erst in blindem Treiben durch eigene Schuld bis dicht an den Abgrund kommen und dann die Hände winselnd gen Himmel strecken, halte ich für erbärmlich. Und wenn dann der Himmel nicht gleich hilft, dann verzweifeln und fluchen! Sei dabei glücklich, Therese, wenn Du kannst!"

Sie brach kurz ab, von einer plötzlichen Schaam überwallt, daß sie sich von dem Einflusse dieser Stätte bis über die Grenze ihrer sonstigen Zurückhaltung hatte hinreißen lassen. Therese war erschüttert, sie hatte durch die Rede ihrer Schwester einen zu schmerzlichen Blick in ihre Verhältnisse gewonnen.

„Du hast auch Kinder?" lenkte sie das Gespräch in eine sanftere Bahn.

„Eine Tochter,“ antwortete Auguste. „Zwei Knaben sind mir gestorben.“

Es glückte der Baronin, hier anzuknüpfen und die Mutterliebe zu Mittheilungen zu bewegen, welche nun in gegenseitigem Herzensaustausch die Zeit unmerklich verfliegen ließen, so daß mehr als die zugesagten zwei Stunden vorüber waren, als sich Auguste endlich mit einem gewissen Schreck an ihre Abreise erinnerte.

„Wo hast Du Deinen Wagen?“ fragte Therese. „Oder wie bist Du gereist?“

„Laß mich gehen, wie ich gekommen bin,“ antwortete Auguste. „Kümmere Dich weiter nicht um mich — mein Fortkommen ist gesichert. Bald schreibe ich Dir einmal — Dein Mann erbricht doch nicht Deine Briefe?“

„Wir haben keine Geheimnisse vor einander,“ sagte die Baronin. „Deshalb aber —“

„Es ist gut wenigstens, daß ich es weiß,“ versetzte Auguste. „Lebe denn wohl.“

„Aber soll ich nicht schicken? Du hast wohl Deinen Wagen im Wirthshause oder beim Amtmanne?“

„Glaubst Du im Ernste, daß ich mit einem eige-

nen Wagen gekommen bin?“ fragte die Pachtersfrau, mit einem Rückfalle der alten Bitterkeit. „O nein! Bis zur nächsten Poststation gehe ich zu Fuße.“

„Mein Gott!“ rief die Baronin und griff nach dem Klingelzuge. Auguste hielt ihre Hand zurück und sagte: „Sei doch nicht kindisch. Ich bin an weitere Touren zu Fuße gewöhnt als diese und würde nie eine Deiner Equipagen annehmen. Dein Klingeln führte also nur eine unnütze Scene herbei. Leb' wohl — behalte mich ein wenig lieb — Gott sei immerdar mit Dir und den Deinigen!“

Heftig umarmte sie die Baronin, welche vergebens nach Standhaftigkeit rang, es that ihr so leid, so leid, ihre ältere Schwester in so trauriger Lage zu sehen, und nichts über sie zu vermögen, daß ihr eine Hand geboten werden konnte, sie wieder in bessere Verhältnisse herüberzuziehen! „Versprich mir, wenn Du irgend eine Sorge hast, einen Wunsch, daß Du mir gleich schreibst!“ bat sie schluchzend. „Schicke mir wenigstens Dein Kind einmal.“

„Das Bauermädchen?“ entgegnete Auguste. „Wenn ich nicht mehr für sie sorgen kann und das arme Ding allein und verlassen — dann magst Du Dich ihrer annehmen. Bis dahin — leb' wohl!“

Sie schied und duldete nicht, daß die Baronin sie auch nur einen Schritt begleitete. Diese warf sich, sobald der feste Tritt ihrer Schwester im Corridor verhallt war, in schmerzlichster Aufregung auf ihren Ruhesessel und gab sich ganz den traurigen Gedanken hin, welche die halbvergessene Zeit ihrer Kindheit lebendig wieder vor ihre Seele zauberten. Das blendend schöne Bild der Schwester, welche sie damals wie ein Ideal weiblicher Vollkommenheit fast abgöttisch geliebt hatte, stellte sich ihr dar in mehreren der glänzenden Situationen, wo sie, die sechszehnjährige, eben aufgetretene Tochter des reichsten und stolzesten Cavaliers in der ganzen Provinz, von Huldigungen umringt gewesen war, die Krone jedes Festes, auf dem sie erschien, der Liebling selbst der strengen alten Damen, welche sonst auch Mädchen der vollendetsten Erziehung wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen! Wie war es nur möglich gewesen, daß Alles so hatte kommen müssen?

Ob ähnliche Reminiscenzen durch Augustens Seele gingen, als sie, von dem Dienstvolke neugierig angeglotzt, über den Vorplatz des Schlosses ging und noch einen letzten Blick zu dem reichen Wappenschilde emporwarf, das in Stein gehauen, mit vielen Feldern und drei Kronen, über dem Portale prangte? So viel können wir versichern, daß kein leidvoller

Gedanke ihrer Seele diesem ihr verlorenen Wappen galt — es hätte mit all' der Herrlichkeit gothischen Bauwerks verschwinden und statt der Schnörkel und Spitzen, der Erker und Dachtraufen ein niederes Strohdach hier stehen können — nicht minder würde Auguste gefühlt haben, was es heißt, aus dem Vaterhause verstoßen zu sein! Nicht wahr, es empört das Menschengefühl, um ungerechten Vorurtheils willen, welches die Bevorzugten mit der Muttermilch trinken, ein Kind, weil es mehr der Stimme seines Herzens, als dem Standesgesetze folgte, unglücklich gemacht zu sehen? Folgen wir dem Kinde des Grafen von Moers auf seinem einsamen Gange durch den Park weiter, vielleicht gelingt es uns, noch einen Blick in ihre Seele zu thun, ob sie dieselben gegen die Vorurtheile ihrer Geburt empörten Gedanken hegte.

Der Park war erst eine neuere Schöpfung, er paßte in seinen Anlagen wenig zu dem Style des Schlosses, welches einst ziemlich frei, nur von mehrern Alleen uralter Linden umgeben, gelegen hatte. Diese waren nun meist umgehauen, kaum ein Viertel der prachtvollen Bäume hatte der Gründer des Parks mit in seine neue Schöpfung gezogen. Aber sie bildeten deren wesentlichste Zier, und viel junges Holz derselben Gattung mit breiten Blättern war

angepflanzt worden: Augustens Pfad führte sie grade nach dieser Partie. Da blieb sie plötzlich stehen, von einer Erinnerung angefaßt — sie trat seitwärts vom Wege, mitten in die Baumgruppe hinein, welche seit jener Zeit mächtig gewachsen war, ihr Auge schien etwas zu suchen, sie ging mit aufmerksamen Blicken von einem Baume zum andern. Endlich flammte es in ihrem Auge, sie hatte gefunden, was sie suchte. Unzerstört vom Wachsthume der Linde, etwas vernarbt wohl, aber in seinen sicher eingeschnittenen Contouren noch klar erkenntlich sah sie ein Herz, innerhalb dessen mehrere Buchstaben, von denen nur der erste A. noch deutlich, die andern v. M. aber verwachsen, als hätte der Baum in einem geheimnißvollen Zusammenhange mit der Lebensentwickelung des Wesens gestanden, welchem dies Symbol geweiht war — doch unter der Zeichnung noch vollkommen lesbar die Worte: Amor vincit omnia.

Auguste blickte fest auf den Spruch, ihre hohe Gestalt richtete sich auf, sie zog ein Taschenmesser hervor, öffnete es und mit drei scharfen Schnitten zerstörte sie Herz, Namen und Sinnspruch.

### 3.

Die Baronin hatte einen großen Entschluß gefaßt. Ihres Vaters Wille war es allerdings gewesen, daß die Unwürdige, welche er nicht mehr als seine Tochter anerkannte, ganz aus dem Gedächtniß der Familie gestrichen werden sollte, und so lange er gelebt, hatte Niemand gewagt, Augustens Namen in seiner Gegenwart zu nennen. Therese war bald nach dem schrecklichen Ereignisse, das sie, noch ein Kind, nicht einmal in seinem wahren Zusammenhange verstand, aus dem Hause in das, wegen seiner glänzenden Erziehungsresultate berühmte Altenburger Stift gekommen, um dort ihre letzte Bildung zu erhalten, welche ihr der Vater um keinen Preis der Welt durch Hauslehrer hätte geben lassen. Von Altenburg, nachdem der Vater gestorben, war sie in die Obhut einer alten Tante, Oberhofmeisterin an einem thüringischen Fürstenhofe, übergegangen, hatte hier ein Paar sehr glückliche Jahre im Genusse reiner Jugendfreuden verlebt und dann den Freiherrn von Hohenroda geheirathet. In all' den Kreisen, wo sie nach der Trennung von dem Vaterhause heimisch gewesen war, hatte sie keinen Anlaß gefunden, von Augusten zu sprechen; wer, außer der Tante, welche ihr das erste Wort darüber gleich mit Ernst unter-

drückt hatte, kannte Augusten? Auch schwebte Theresen der Wille des Vaters, gegen den sie als Kind auch nicht in Gedanken eine Widersetzlichkeit gewagt hätte, drohend vor, so hatte sie auch gegen ihren Gatten, — Auguste hatte ganz Recht! — der keine Ahnung von ihrem Dasein hegte, geschwiegen, und erst als sie später mit ihm den alten Stammsitz ihres Hauses bezog, war die Erinnerung wieder so mächtig über sie gekommen, daß sie oft auf dem Punkte geschwebt hatte, dem Gemahle die trübe Geschichte zu vertrauen. Der Stammsitz nämlich, früher ein Mannlehn, war durch den Grafen, weil er keine männlichen Erben hatte, mit den größten Opfern, um die Agnaten zufrieden zu stellen, in freies Allodium verwandelt worden und Therese, welcher dasselbe zufiel, hatte ihren Gatten, so begütert er selbst war, bewogen, wenigstens alljährlich für einige Zeit hier zu wohnen. Sie segnete jetzt diesen Einfall und nannte ihn von Ahnung erzeugt, denn wie wäre sie sonst mit der Schwester, deren weiteres Schicksal ihr ganz unbekannt war, wieder zusammengekommen, wie hätte sie Gelegenheit gefunden, ihr in der Noth Hülfe zu leihen? Therese hatte nun den Entschluß gefaßt, ihrem Gatten Alles zu vertrauen, und mit Ungeduld erwartete sie seine Heimkehr.

Auf der Moersburg — so hieß noch immer nach

landesüblichem Ausdrucke das ganze Stammgut — war von jeher ein großartig entfaltetes Leben gewesen, wie es sonst auf den Landsitzen des Hochadels sich häufig fand. Schriftsteller unserer Tage haben sich in gehässigen Schilderungen solcher Kreise versucht, welche sie nie betreten, und daraus sind Bilder geworden, die nur, um auch einen Tagesausdruck zu brauchen, große Heiterkeit bei Jedem, der jene Kreise kennt, erregen können — denn weder die äußern Umrisse, noch die Verhältnisse des Umganges, am wenigsten aber die Ausdrucksweise, die gepflogenen Worte, welche vorgebracht sind, haben Wahrheit, sind oft gradezu unmöglich. Und noch würde darauf wenig ankommen, denn es sind äußere Dinge, aber auch das innere Leben, die bewegenden Ideen, das Gebiet des Geistigen in der Aristokratie ist jenen Leuten ein durchaus unbekanntes geblieben. Aeußere Glätte, innere Flachheit und Verrottung — das ist ihre Grundansicht vom Standpunkte der Partei aus über die, zu ihrem Leidwesen noch immer höhern Stände; wenn sie Unbekanntes falsch oder als Zerrbild gezeichnet haben, so ist es nicht immer böser Wille gewesen. Liederliche Schriftsteller und aus den Schranken gebrochene Damen der Aristokratie haben allerdings auch das Ihrige gethan, um ihre verschrobenen Romanpuppen als Repräsentanten der

Exclusiven geltend zu machen — wie denn einzelne Häuser, einzelne Individuen ihre eigene Schande desgleichen dem Ganzen aufgebürdet haben. Von dem was in unsern Tagen und wie es geschehen ist, nehmen wir nun Alle, rechts und links, unten und oben, ehrlich und aufrichtig unser Theil Schuld auf die Achseln und danken wir Gott, dem Herrn, daß er so langmüthig ist.

Von jeher war auf der Moersburg ein reiches Leben, gepflegt durch eine Gastfreiheit im großartigsten und edelsten Style, gewesen, unter dem letzten Grafen hatte es vielleicht seine Spitze erreicht, nicht ohne einen Beischmack jedoch von jener Ausgelassenheit, welche eben dazu geholfen hat, was dem achtzehnten Jahrhundert und seiner frivolen Geistes- und Gemüthsrichtung angehörte, noch heute bei den Söhnen und Enkeln des frühern Geschlechts vorauszusetzen, vergessend, daß eine strenge und ernste Zeit der Läuterung zwischen jetzt und damals liegt, eine Zeit, in welcher die jetzige Generation zum Theile kaum ihre Kindheit verlebt hat. Der Graf von Moers hatte jedoch immer die Sitte aufrecht in seinem Hause erhalten; von jenen wüsten Trinkgelagen, von jenen Spielpartien, wo Tausende gewonnen und verloren wurden und auch der Keim zu dem Vermögensruine des Adels gelegt worden ist, bemerkte man auf der

Moersburg nichts, aber fehlen konnte es nicht, daß der Geist der Zeit sein Doppelantlitz auch in den dortigen Festen und Versammlungen kommender und abgehender Gäste zeigte. Zur Einkehr in sich selbst fand das Gemüth nur Muße, wenn es sich auf eine Zeit ganz aus diesem Taumelleben, wie es einmal der Hauslehrer öffentlich genannt hatte, zurückzog. Seitdem hat sich Alles anders gestaltet, in der Welt wie im Hause, aber die Gastfreiheit auf der Moersburg war mit dem letzten Grafen nicht gestorben. Auch sein Tochtermann, der selbst in großen Verhältnissen aufgewachsen war, versammelte gern einen wechselnden Kreis von Freunden und Bekannten um sich, hielt sein Haus offen für jeder Zeit willkommenen Besuch und beschränkte sich nicht blos auf den Umgang von Standesgenossen, sondern wußte auch den Adel der Bildung, den Geistesadel, vor Allem zu schätzen. Das aber muß der Fall sein, wo man sich nicht absichtlich verblendet über das, was der Gesellschaft den wahren Halt gibt. — Gegenwärtig waren verhältnißmäßig nur wenig Gäste auf dem Schlosse und ein Ausflug nach dem nahegelegenen Badeorte hatte sie, wie schon früher berichtet worden, heute sämmtlich entfernt. Erst spät Abends kehrten sie zurück, die Baronin kam nicht mehr in den Salon, und bald zerstreute sich Alles, um auf die anstren-

gende Partie der Ruhe zu pflegen; der Freiherr aber hatte schon früher, denn es fand kein Zwang von kleinlichen Höflichkeitsformen Statt, das Zimmer seiner Gemahlin aufgesucht, welche ihn zu sprechen wünschte.

Zu seiner Freude fand er sie viel wohler, als da er sie am Morgen verlassen hatte, er verkannte aber das Roth, das ihre Wangen färbte, wenn er es auf die Farbe der Genesung deutete. Freundlich setzte er sich an ihre Seite — auch er war keineswegs ein Ideal von Schönheit, wohl aber das Bild eines biedern Ehrenmannes — dies Zeugniß lag in jeder Miene seines wohlwollenden Gesichts.

„Eduard," begann endlich die Baronin mit einem herzhaften Anlaufe, „ich habe Dir etwas zu erzählen."

„So sprich, Du hast den aufmerksamsten Zuhörer."

„Beantworte mir meine erste Frage: hat Dir mein Vater jemals etwas von Augusten erzählt?"

„Von welcher Auguste? Ich kenne mehr als eine — wüßte aber nicht —"

„Meine Schwester natürlich!" sagte die Baronin, welche sich trotz ihrer Harmlosigkeit in Vortheil zu setzen verstand.

„Deine Schwester?“ wiederholte der Freiherr verwundert. „Hast Du eine Schwester gehabt?“

„O verstelle Dich doch nicht. Der Vater hat auch von Dir ein Versprechen gefordert, Augusten nicht mehr zu erwähnen, wie ich es habe leisten müssen, aber nach dem heute Erlebten, ist es offenbar aufgehoben.“

„Was sprichst Du da? Ich verstehe kein Wort. Dein Vater hat mir weder etwas von dieser Schwester Auguste erzählt, noch sich von mir irgend ein Versprechen geben lassen.“

„Das begreife ich nicht. Und warum hast Du denn nie mit mir davon gesprochen?“

„Ich?“ fragte Hohenroda lächelnd. „Wie konnte ich, da ich gar nichts weiß! Kläre mich lieber auf, Therese, als daß Du mir Vorwürfe machst, welche ich nicht verdiene. Warum sollte denn dieser Auguste nicht mehr Erwähnung geschehen?“

„Weil sie unsern Hauslehrer geheirathet hat,“ erwiederte Therese.

„Deshalb!“ sagte Hohenroda. „Im Geiste Deines Vaters kann ich mir erklären, daß ein solcher Schritt gegen seinen Willen geschehen mußte.“

„O nein — er hat es zugegeben —“ erwiederte

die Baronin. „Damals verstand ich es nicht, warum? Aber später — der Vater konnte seine Einwilligung dann nicht gut mehr verweigern.“

„So!“ versetzte Hohenroda etwas gedehnt. „Das ist etwas anderes — dann finde ich es allerdings gerechtfertigt, daß einer Unwürdigen im Hause nicht mehr gedacht wurde.“

„Was denkst Du?!“ rief die Baronin erröthend und hastig. „Wie kommst Du darauf? Laß mich doch ruhig erzählen, und fasse nicht gleich so abscheuliche Gedanken. Nein, so weit hat sich doch meine arme Auguste nicht vergessen!“

„Das ist mir lieb um ihretwillen, und auch für uns. Lebt sie noch?“

„Sie lebt noch und war heute bei mir.“

„Heute?“ rief der Baron. „Erzähle.“

„Was ich von damals weiß, sollst Du gleich erfahren, es ist nur wenig. Auguste war sechs Jahr älter als ich, und da ich noch ein Kind und nicht hübsch war, kam ich wenig mit ihr in die Gesellschaften, auch sonst blieb ich mir viel selbst überlassen und Herr Körbel — eben der Hauslehrer — kümmerte sich nicht sehr um mich, schloß mich auch von vielen Lectionen aus, weil ich noch nicht reif dazu war.“

„Ich danke Gott dafür!“ sagte der Baron.

Sie blickte ihn verwundert an und als ihr in seinem Gesichte erst jetzt die Meinung klar wurde, erröthete sie von Neuem und schüttelte den Kopf. In vielem war sie noch immer ein wahres Kind.

„Du hättest Herrn Körbel kennen sollen. Er war durchaus nicht schön, ein langer Mann mit gebückter Haltung und einem blassen Gesichte, aber Augen, sag' ich Dir, daß, wenn er Dich ansah, Du wie gebannt bliebst an seinen Blick, und eine Gewalt der Rede, wie ich sie in meinem Leben nicht wieder gehört habe, nicht von dem heiligsten, hinreißendsten Kanzelredner.“

„Und diesen Blick, diese Gewalt der Rede hat er benutzt, um das Herz des Kindes, dessen Erziehung ihm anvertraut war, sich zu eigen zu machen! Wie oft und mit schauerlichen Consequenzen kommt diese Nichtswürdigkeit vor. So nenne ich sie aus voller Ueberzeugung, wenn sie absichtlich geschehen ist. Oft freilich ergibt es sich auch in gegenseitiger unbewußter Neigung — aber des Lehrers Beruf ist ein ernster und heiliger, er ist der Kampf, auch mit seinen eigenen Wünschen, wenn diese wider seine Pflicht laufen; dann muß er, sobald er seiner selbst nicht

mehr sicher ist, weichen! — Ich ereifere mich so, weil ich erst kürzlich bei einer befreundeten Familie in der Residenz einen schrecklichen Fall dieser Art erlebt habe. Kann das Gesetz, welches dann über den Frevler richtet, das ganze im ersten Aufblühen zertretene Lebensglück eines armen funfzehnjährigen Kindes, bisher der Stolz und die Freude der Eltern, kann das Gesetz dies Glück wieder zurückzaubern?! — Verzeihe mir, Therese. Erzähle weiter."

„An Augusten habe ich damals nichts bemerkt, was mir eine Ahnung von dem Verhältnisse hätte geben können, ich liebte sie zu blind und schwärmerisch und war überhaupt auch noch zu kindisch. Aber deutlich erinnere ich mich noch, daß Körbel zu Augusten immer in einer ganz eigenen innigen Weise sprach, und daß er dadurch zuweilen meinen Aerger reizte, denn ich war eifersüchtig und konnte sogar nicht leiden, wenn der Papa Augusten liebkosete, ich wollte sie ganz für mich haben. — Wie nun Alles sich weiter gesponnen, weiß ich nicht, endlich aber kam es zu einer furchtbaren Scene drüben in dem grauen Zimmer, was mein Vater bewohnte; er hatte Augusten und den Hauslehrer hineingerufen, ich durfte nicht dabei sein, aber ich hörte seine Stimme durch die verschlossene Thüre und zitterte, als wäre ich selbst eine Verbrecherin. Körbel sah ich nachher

nicht wieder und Augusten nur einen Augenblick. Sie kam, blaß wie eine Leiche, aber ohne eine Thräne zu vergießen, zu mir, küßte mich, da ich außer mir vor Schmerz meine Arme um ihren Hals schlang und machte sich dann gewaltsam von mir los, um sich in ihrem kleinen Zimmer einzuschließen. Das war das Kabinet oben mit der reizenden Aussicht und eingerichtet, wie einer Fürstin Boudoir. Ich klopfte und bat umsonst, daß sie mich einlassen sollte, endlich wurde ich vom Vater gerufen. Wie ich mich vor ihm fürchtete, kann ich Dir nicht beschreiben — aber er war so gut, so zärtlich an dem Abende gegen mich, wie ich ihn noch nie gesehen hatte und so ist er dann immer gegen mich geblieben. Von Augusten sprach er kein Wort, ich wollte fragen, aber mein Herz klopfte jedes Mal, daß es mir den Muth dazu erstickte. Am andern Morgen war Auguste fort — und der Vater verbot mir mit furchtbarem Ernste jemals wieder ihren Namen zu nennen, sie sei für uns todt. Ich erfuhr dann erst nach langer Zeit, als ich bei der Tante Waldau war, daß Körbel Augusten so weit gebracht hatte, mit ihm zu entfliehen, und dazu — ach, das kann nicht wahr sein, es wäre zu gräßlich! und dazu Geld —" die Erzählerin konnte nicht vollenden.

„Recht so!" sagte Hohenroda. „Eine Tran-

scription der zehn Gebote, frei bearbeitet für Schülerinnen."

„Du bist zu bitter, Eduard. — Der Vater hatte den Plan entdeckt, auf welche Weise habe ich nicht erfahren und die Tante Waldau wußte es auch nicht. Das Verhältniß zwischen Körbel und Augusten soll außerdem schon ziemlich bekannt gewesen sein, er selbst hat sich öfter verrathen —"

„Mit Absicht wahrscheinlich!" warf Hohenroda ein. „Nur so konnte er sein Ziel erreichen — und scheiterte das, so blieb ihm das letzte Mittel: der öffentliche Scandal — sie war ja willenlos die Seine!"

„Der Vater gab ihnen also das Geld und mehr — und hieß sie thun, was sie wollten, sie hatten seine Einwilligung denn, er legte ihnen aber die Bedingung auf, daß sie in das Ausland gehen und nicht wieder zurückkehren sollten. Ich weiß das Alles von der Tante."

„Nun und von ihren weitern Schicksalen hast Du nichts gehört?" fragte der Baron.

„Kein Wort. Ich grämte mich um Augusten, die ich so sehr geliebt, aber dann kam ich in neue Verhältnisse, allmälig gewöhnte ich mich daran, sie als verloren für mich anzusehen und blieb es bis gestern."

„Sie ist also doch zurückgekommen? Allein — vielleicht als Wittwe?“

„Nein, sie ist noch verheirathet und hat eine Tochter —“ antwortete Therese, welche nun an den delicätesten Punkt ihrer Erzählung kam, der sie, obschon die Gesinnung ihres Gatten deshalb nicht zu fürchten war, mit neuer Verlegenheit füllte.

„In welchen Verhältnissen leben sie und wo?“ fragte Hohenroda aufmerksam.

„Wo, das weiß ich nicht — sie selbst hat sich in der langen Zeit so wenig verändert, daß ich sie gleich wieder kannte, stärker, eigentlich schöner ist sie geworden — aber ihre Verhältnisse — mögen wohl nicht die besten sein —“

„Natürlich!“ sagte der Freiherr. „Segen konnte nicht auf ihnen ruhen. Sie wollte also wieder das alte Band mit Dir anknüpfen?“

„Ja, Eduard — sie kam in ihrer Verlegenheit zu mir — denke nur, welche Ueberwindung das ihrem stolzen Herzen kosten mußte! Doch Du kennst sie nicht, das vergaß ich, Eduard —“

„Ach, sie wünschte also — eine Unterstützung von Dir?“ fragte Hohenroda, und da seine Gemahlin nur stumm sich neigte, setzte er hinzu: „Du hast sie ihr doch reichlich gewährt?“

„Ich habe ihr gegeben, was sie selbst wünschte," erwiederte Therese.

„Ei! Sie forderte also geradezu? Und willst Du mir sagen, wie viel? Der Neugier wegen."

„Du sprichst so herzlos, Eduard — ich verkenne Dich ganz," sagte sie.

Er küßte sie. „Verkenne mich nicht, liebe Therese. aber wie leid mir auch das arme Weib thut, das durch einen gewissenlosen Menschen in unwürdige Verhältnisse gerissen worden ist, ein so tiefes Interesse, wie Du, kann ich nicht an ihr nehmen, da ich heute erst von ihrer Existenz höre und die ganze Skizze, welche Du mir von ihr geliefert hast, wenig gewinnende Contouren enthält."

„O dann ist es meine Schuld!" rief die Baronin warm. „Du solltest sie gekannt haben, Du solltest sie jetzt noch kennen lernen — auch Du würdest sie lieben! Sie steht viel höher an Geist und Bildung, als ich, ihre Seele hat eine Kraft, einen Schwung, daß Du staunen würdest über zwei so ungleiche Schwestern. Auch ist sie heute noch so schön — daß selbst Frau von Roßlin, welche Du doch als die schönste Frau Deiner Bekanntschaft erklärt hast, vor ihr zurücktreten müßte."

„Du bist eine begeisterte Freundin," sagte der

Freiherr und küßte sie noch einmal. „Aber so schön und hochsinnig sie auch sein mag, Dich, mein bescheidenes Herzensweib, wird sie in Einem doch nie erreicht haben, in der einfachen, reinen Kindlichkeit des Gemüths — und darum stehst Du mir höher und wirst mir ewig höher stehen, als die gepriesensten Schönheiten. — Sage, was hast Du ihr gegeben?"

„Ich will Dir noch einen Zug von ihr erzählen, der sie in Deiner Meinung heben wird. Unerfahren, wie ich bin in Geschäften, schrieb ich ihr als carte blanche nur meinen Namen auf ein Blatt, mit der Anweisung an Fränkel, zu zahlen —"

„Wie?" rief der Freiherr betroffen. „An Fränkel? Eine carte blanche, Therese?"

„Und sie gab sie mir zurück, und wollte keinen Gebrauch davon machen! Ich mußte ganz genau erst die Summe darauf verzeichnen, welche sie brauchte. Sie klärte mich auf, was sie damit hätte thun können, wenn sie meine Unwissenheit in Geschäften hätte mißbrauchen wollen."

„Aber mein Gott, betrug es denn so viel, daß Du sie deshalb an den Bankier weisen mußtest?"

„Drei tausend fünfhundert Thaler," sagte die Baronin befangen.

Unwillig wiederholte Hohenroda die Summe — „und fünfhundert Thaler, nicht auch Groschen und Pfennige gewissenhaft berechnet? Wozu, in des Himmels Namen, verlangte sie das Geld? Will der Gemahl vielleicht ein Pensionat gründen, eine Emancipationsanstalt für Töchter?"

„Ich habe sie natürlich nicht gefragt, wozu! Es genügte mir, die Schwester in Noth zu wissen, um ihr zu helfen — ist diese Summe denn für uns —"

„Nein," unterbrach sie der Gatte herzlich. „Diese Summe ist für uns nicht zu groß und ich helfe, wo ich kann, das weißt Du. Wäre Deine Schwester allein, der Abhängigkeit von jenem Elenden entrissen, mit tausend Freuden würde ich das Dreifache geben, ja sie in unserm Hause mit offenen Armen empfangen, um ihr nach einem unglücklichen Dasein eine Stätte des Friedens zu bereiten. Aber das gestehe ich Dir, ihrem nichtswürdigen Manne zu neuen Speculationen — denn wozu könnte er sonst eine so namhafte Summe fordern — behülflich zu sein, das widerstrebt mir! Indessen — es ist geschehen, und fern sei es von mir, Deinem mildthätigen Herzen, das nur an die Schwester dachte, nicht an deren Verderber, einen Vorwurf zu machen. Möge er sich denn mit unserm Gelde keinen neuen Fluch bereiten."

„Er ist Landwirth geworden," sagte Therese.

„Und da geht es ihm wohl schlecht, wie jetzt den meisten.“

„Also nicht mehr Jugendlehrer!“ versetzte der Freiherr. „Ein unwürdiges Subject weniger in diesem ehrenwerthen und wichtigsten Stande — wär's doch das letzte gewesen seiner Gesinnung! — Nun das ändert allerdings die Ansicht von der Sache, er wird vielleicht etwas pachten, oder ein kleines Gut kaufen wollen. Ich wünsche Deiner Schwester Glück dazu. Es thut mir leid, daß Du nicht gefragt hast, wo sie leben oder wohin sie sich wenden wollen, indessen wird das wohl zu erforschen sein. Wie heißt doch der Mann?“

Therese wiederholte Körbels Namen und war von Herzen froh, daß sie kein Geheimniß mehr vor ihrem Gatten hatte.

## 4.

Briefe mit Amtssiegeln gehören selten zu den erfreulichen Postsachen für Privatpersonen. So nahm auch Herr Körbel jedes Mal, wenn ein solcher bei seiner geringfügigen Correspondenz mit einlief, das Couvert mit einem gewissen Mißtrauen in die Hand, seine Farbe wechselte — er war ein nervenschwacher

Mann — und der Athem stockte ihm in der Brust. Letzteres, wenn man ein gutes Gewissen hat, ist nicht eben nöthig. Erst, wenn er irgend unverfänglichen Inhalt gelesen hatte, wurde ihm wieder leicht.

Heute erbrach er ein Schreiben, welches das Gerichtssiegel der Standesherrschaft trug, mit einer ganz besondern Angst, welche sogar seiner unbefangenen Tochter auffiel.

„Was ist Dir denn, Vater?" fragte sie. „Soll ich Dir nicht noch ein Gläschen einschenken?

„Thue das, Lottchen. Mir ist ganz schwindlich — weiß der Teufel, wovon!" Noch ehe er das Schreiben auseinanderfaltete, nahm er mit merklichem Zittern der Hand — es war dies schon eine längst eingewurzelte Schwäche — das runde Glas ohne Fuß, welches ihm seine Tochter aus einer großen grünen Flasche gefüllt hatte, und trank es in drei Absätzen, sich jedes Mal schüttelnd, denn der Gehalt brannte sehr, mit Hastigkeit aus.

Dann entfaltete er das Schreiben, hatte aber kaum einen Blick hineingeworfen, als sein Gesicht sich mit einer fast lachenden Freude verklärte.

„Was Gutes, Vater?" fragte die Tochter, näher tretend und wollte mitlesen.

„Der Graf ist gestorben," sagte Körbel.

„Wie? Unser guter Herr Graf? Und darüber freust Du Dich, Vater?“

„Lottchen, Lottchen! Was für dumme Reden! Wie soll ich mich freuen! Du bist nicht klug!“

„Aber Du lachtest ja über das ganze Gesicht!“ behauptete die Tochter.

„Ist mir nicht eingefallen, dummes Mädel! Geh an Deine Arbeit und — nimm Dich in Acht vor mir! Wann ich wieder sehe, daß Du Dich in lange Gespräche mit dem frechen Herrn Lieutenant einlässest, oder Dich unterstehst, jedes Mal, wenn Du an seinem Fenster vorübergehst, hineinzuschielen, sollst Du erleben, daß, so alt Du bist, ich Dir meine väterliche Autorität fühlbar machen werde.“

Charlotte war blutroth geworden und schlich beschämt hinaus: die arme Kleine hatte sich in der That sterblich in den jungen Offizier verliebt, welcher seinerseits nicht unterließ, ihr durch angenehme Redensarten und eine outrirte Aufmerksamkeit zu seiner eigenen Gemüthserheiterung das ohnehin nicht zu starke Köpfchen zu verdrehen.

Als sie hinausgegangen war, las der Amtmann das Schreiben mit großer Befriedigung zu Ende. Es enthielt vom Gerichtsdirector die Nachricht, daß der Graf plötzlich am Schlagflusse verschieden sei, folglich

„selbstredend“ von dessen Bereisung, respective Revision der Güter nicht mehr die Rede sein könne, sondern es dem Majoratserben, seinem Herrn Sohne, welcher erst von Paris zu erwarten sei, anheimgestellt bleiben müsse, ob und wann er nach Deutschland, eventuell hierher kommen werde.

Dem Amtmanne war dies sehr lieb, nicht daß der Graf gestorben, welcher ihm ein allzu nachsichtiger Gönner gewesen, sondern daß aus der in Rede stehenden Rundreise vor der Hand nichts werden konnte. In seiner Freude schenkte er sich selbst noch ein oder zwei Gläser des starken Getränks ein, dessen Alkoholgrad er eigenhändig rectificirt hatte, und wurde so lustig, daß er am Fenster stehend laut über einen sehr drastischen Witz lachte, welchen der Offizier aus dem seinigen eben hinausrief, um seinen im Schatten der Scheuer schlafenden Diener in den Stall zu jagen, wo sich die Pferde heftig schlugen. Bisher hatten die besten Witze des Gastes bei ihm nur eine saure, verächtliche Miene erzeugt.

Ruhiger dachte Herr Körbel nun auch über die Heimkehr seiner Gattin. Mit wahrer Angst hatte er sie erwartet, und grade heute, wo sie schon in aller Morgenfrühe hatte eintreffen wollen, war diese Angst bis zum Unerträglichen gestiegen. Pfeifend ging er jetzt in der Stube auf und ab, und griff endlich nach

Mütze und Stock, um sich zu seinen Arbeitern zu begeben. Seiner Tochter, welche ihm mit einem Korbe voll Eiern über den Weg lief, zog er scherzend einen kleinen Hieb über: „Eidechse, laß Dich nicht haschen, sag ich Dir!" und nach dem Fenster blickend, wo der Offizier sich eben die Czapka aufsetzte, rief er: „Wünsche heute eine angenehme Patrouille, Herr Lieutenant!" eine Freundlichkeit der Ansprache, deren sich Herr von Wagenfeld noch nicht von ihm rühmen konnte, deren Quell aber auch seinem erfahrenen Blicke nicht verborgen blieb.

Als er vor das Gehöft trat, wischte sich Herr Körbel ein wenig den Flor von den Augen und sah dann unwillkürlich, wie er schon seit gestern oft genug gethan, nach der Richtung, von wo seine Gattin kommen mußte. Es war noch nichts zu entdecken. Sonst hatte er bei diesem Resultate immer geseufzt, heute lachte er kurz auf. „Willkommen ist es aber doch!" murmelte er. „Man kann es zu etwas anderm brauchen!" Und mit Plänen verworrener Art beschäftigt, welche veränderte Bestimmung er dem Gelde, das seine Gattin brachte, wohl geben solle, wanderte er, den Stock unter dem Arme, Feuer anschlagend für seine Pfeife, den Rain dahin, als er vom Walde her das Geräusch eines Wagens hörte, dessen Räder eben über die Feldbrücke des

Grenzgrabens donnerten. Aufmerksam blickte er hin, sein Auge klärte und schärfte sich auf einmal wunderbar: „Ist das nicht —?“ murmelte er, mit einem unangenehmen Vorgefühle, das ihm, wie ein scharfer Windstoß die Nebel verscheucht, alle Freudigkeit des Rausches aus der Seele strich.

Das herrschaftliche Gespann hatte er wohl erkannt, aber noch nicht die Männer, welche es ihm zuführte: den gefürchteten Rentmeister, dessen Protokollanten und Kassendiener. Jetzt schlug diese Entdeckung wie ein Blitz vor ihm ein, er stand geblendet und betäubt.

„Guten Tag, Herr Körbel!“ rief die gutmüthige Stimme des weißköpfigen dicken Herrn, die ihm aber wie Rabengekrächze klang. „Sie wissen schon —? Gut, daß wir Sie noch finden: wir wollen unser Geschäft so rasch als möglich abmachen. Haben doch die Bücher abgeschlossen, wie ich Sie bat?“

„Allerdings, mein verehrter Herr Rentmeister,“ zwang sich Körbel zur Antwort, und ein Blick der wildesten Todesangst flog auf den Weg hinaus, von wannen er die einzige Rettung erwarten konnte. Sie blieb aus, er war verloren.

Der Wagen hatte vor ihm Halt gemacht, die Ankommenden waren ausgestiegen. „Nun, Herr Kör-

bel, wenn es Ihnen gefällig ist —" sagte der Rentmeister, und Beide schritten voran, die Andern folgten. Vom Hofe ritt eben der Offizier, sein böses Pferd machte mit ihm ein Paar gewaltige Sätze, welche der bewundernden Charlotte einen lauten Schrei des Schreckens entlockten — Wagenfeld sah sich lächelnd nach ihr um und jagte dann in gestreckter Carriere davon, so daß er den Vater des jungen Mädchens, der stier vor sich nieder sah, beinahe umgeritten hätte.

Es sollte nun zur Kassenrevision und Abnahme des nicht unbedeutenden Bestandes geschritten werden, welcher durch Einnahmen mancherlei Art, mit denen der Amtmann Körbel betraut worden, zu der Höhe angewachsen war, die sich in den richtig abgeschlossenen Büchern verzeichnet fand.

„Alles in Ordnung!" sagte der Rentmeister. „Die deponirten Gelder wünschen Sie wohl auch los zu sein? Es ist immer eine lästige Verantwortung — Sie haben zwar, wie ich sehe, die besten Vorkehrungen getroffen, alles ganz vorschriftsmäßig, ein Diebstahl würde fast unmöglich sein, aber ruhiger werden Sie doch schlafen, wenn das Geld aus dem Hause ist. Wollen wir nun an das Zählen gehen?"

Der Amtmann warf einen Blick auf den eisenbeschlagenen, an die Diele geschraubten Kasten, welcher

durch drei Schlösser verwahrt war und suchte dann nach den Schlüsseln dazu in seinem Schranke. Ein Fach nach dem andern zog er auf, sie fanden sich nicht — er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Nun, nun!“ sagte der Rentmeister lächelnd. „Nur nicht so hastig — da findet man nichts. Nehmen Sie sich doch Zeit — so lange kann ich schon warten.“ — Und er sah gutmüthig zu, wie der Amtmann sein vergebliches Suchen fortsetzte.

„Das ist aber doch unangenehm!“ bemerkte der Protokollant, welcher Körbel schon lange mißtrauisch beobachtete.

„Ich finde sie nicht —“ sagte endlich der Amtmann mit heiserer Stimme.

Der Rentmeister wurde jetzt auch ernst. „Einen Schlosser gibt es wohl nicht im Dorfe?“ fragte er.

„Nein — aber sie müssen sich doch finden —“ stammelte Körbel, „wenn nicht gar ein Unglück, ein Diebst —“ er verschluckte sich bei dem Worte und brach in ein convulsivisches Husten aus.

Der Kassendiener hatte an den Geldkasten geklopft — er klang sehr hohl. Der Protokollant sprach ein Paar heimliche Worte zu dem Rentmeister. — „Es bleibt denn nichts übrig, als den Schmied holen und den Kasten aufbrechen zu lassen

— was meinen Sie, Herr Körbel?" fragte der Rentmeister.

„Schade um das — Schloß! Aber es geht wohl nicht anders!" sagte dieser, und in seinem Herzen betete er, der Sünder! Gott sollte ihm helfen, seinen Frevel vor den Richtern zu verschleiern!

Der Protokollant ging eiligst hinaus, der Kassendiener wollte ihm folgen, ein Blick des Rentmeisters hielt ihn aber zurück. Ein tiefes Schweigen trat ein, Körbel zerarbeitete sein Gehirn, um etwas Gleichgültiges zu sprechen, im Kopfe hielt er die fließendsten, so recht unbefangen scheinenden Reden, aber kein Wort wollte aus seiner Kehle.

„Sie haben nur das eine Kind?" fragte der Rentmeister aus einem Ideengange, der sein wohlwollendes Gemüth von diesem Manne zu seinen schuldlosen Angehörigen geführt hatte.

„Nur eins!" bestätigte Körbel. „Sie soll etwas zu essen bringen — auf die Reise, Herr Rentmeister? Ich werde gleich bestellen —" er wollte das Zimmer eiligst verlassen, aber der Rentmeister bat ihn, zu bleiben, da er durchaus nichts genießen werde und für seine Begleiter vorläufig auch danken müsse, bis das Geschäft glücklich abgethan sei. Zugleich fragte er nach der Gattin des Amtmanns.

„O, wenn ich wüßte, wo sie bleibt!“ rief Körbel mit neu erwachender Hoffnung. „Sie sollte schon hier sein, schon lange! Ich — glaube, daß sie die Schlüssel verlegt hat — ganz gewiß! Und wenn ich Ihnen sage, Herr Rentmeister, daß sie in höchstens einer Stunde, vielleicht schon in einer Viertelstunde hier sein muß, so wäre es gewiß am besten, wir warteten so lange, ehe wir den Schmied den schönen Geldkasten zerschlagen lassen. Meine Frau weiß, wo die Schlüssel sind — sie führt alle Schlüssel —“

„Doch wohl nicht die zur herrschaftlichen Kasse?“ erwiederte der Rentmeister. „Oder auch?“

Wie ein Ertrinkender griff er nach dem ihm zufliegenden Strohhalme. — „Ja, ich muß gestehen, daß ich — um größerer Sicherheit wegen — besonders wenn ich nicht zu Hause war — meiner Frau auch diesen Schlüssel übergeben habe“ — sagte er. „Sie waren ja in den besten Händen.“

Der Rentmeister hatte darauf keine Antwort, sondern setzte sich mit gerunzelter Stirn auf einen Stuhl. Jede Minute Zeitgewinn war für Körbel von unberechenbarem Gewinne: er sann schon auf einen kühnen Plan, welcher *seinen* Hals ganz aus der Schlinge retten konnte, aber es durfte natürlich nur

im äußersten Nothfalle geschehen, wo Jeder sich selbst der Nächste ist. Wiederum verging eine geraume Weile.

„Da kommen sie," sagte der Kassendiener, welcher an das Fenster getreten war.

„Meine Frau?" jauchzte Körbel. — Es war aber nur der Protokollführer mit dem Schmiede des Dorfes, und hinter ihm erblickte der Amtmann noch ein Paar wohlbekannte Gesichter, es waren der Schulze und — die beiden Gerichtsmänner! Seine Knie wankten, sein Auge verdunkelte sich, es wurde nun furchtbarer Ernst. Durchschauet sah er sich schon, verurtheilt, gerichtet!

„Herr Körbel hat die Schlüssel zu diesem Kasten verloren," sagte der Rentmeister zu den Männern, welche zweifelhaft und halb verlegen erschienen. „Vielleicht sind sie auch nur verlegt und wir können sie nicht finden, weil die Frau nicht zu Hause ist. Ich habe aber keine Zeit, lange zu warten, wir müssen also den Kasten aufbrechen, Schmied. Bei Geldangelegenheiten, noch dazu von herrschaftlichen Kassen, geht man gern sicher, darum habe ich Euch, die Gerichte, holen lassen, daß Ihr bezeugen könnt, was sich etwa finden sollte. Nun macht Euch d'ran, Schmied."

„Halt!“ rief Körbel, „da kam wohl ein Wagen — ich hörte es deutlich — meine Frau muß es sein!“

Es war aber nur das Brausen und Rollen seiner eigenen Adern gewesen. Gleich darauf erklangen die Hammerschläge des Schmiedes auf den eingesetzten Keil, welche dem Schuldbewußten durch Mark und Bein gingen, Eisen und Holz brach — der Kasten war geöffnet.

Alle hatten begierig hineingeschaut und richteten jetzt ihre Blicke betroffen auf den Rentmeister, dann auf den Amtmann. „Nun, mein Herr Körbel?“ fragte der weißköpfige Alte streng.

„Herr — Herr Rentmeister — ich möchte Sie bitten —“ stammelte der Amtmann, „bitten möchte ich Sie —“

„Nehmt eine Verhandlung auf, Herr Schulze,“ sprach der Rentmeister, sich von ihm abkehrend. „Da ist der Protokollführer, der soll sie aufsetzen, eine Verhandlung, wie sich hier Alles zugetragen hat — das Weitere wird sich dann finden.“

Schon saß der Protokollant am Tische und schrieb hastig auf den gefaltenen Bogen: Actum —

„Herr Rentmeister, nur auf ein Wort —“ bat Körbel fast weinend, „unter vier Augen —“

„Was Sie zu sagen haben, erklären Sie vor diesen Ehrenmännern!“ sagte der Rentmeister. „Ich bin Ihr Richter nicht, ich habe gar nicht über Sie und Ihre Handlungen zu urtheilen, meines Amtes ist nur, den Thatbestand hier wegen der leeren Kasse aufnehmen zu lassen und mit zu unterschreiben. Wir haben also unter vier Augen nichts mit einander zu schaffen. Wollen Sie mir etwas sagen, so thun Sie es öffentlich, Geheimnisse mag ich nicht mit Ihnen theilen.“

„Aber wenn es nun eine höchst wichtige Sache ist, die ich nur Ihnen an das Herz legen kann!“ jammerte Körbel. „Sie können ja immer noch thun, was Sie wollen — ich darf es nicht vor diesen Herren sagen, es wäre nichtswürdig, ehrlos von mir!“

„Ehrlos!“ erwiederte der Rentmeister mit verächtlichem Tone. „Wenn Sie mir überlassen, ob ich Ihre Geschichte öffentlich machen will oder nicht, so kommen Sie her. — Setzen Sie nur unterdessen den ganzen Hergang auf, Herr Folger,“ wandte er sich an den Protokollanten, und ging dann mit Körbel in das anstoßende größere Zimmer. Jetzt erst wurde die Verwunderung und das Urtheil über die Sache laut, und was die Männer aus dem Dorfe

äußerten, klang nicht eben schmeichelhaft für Herrn Körbel.

„Das rettet Sie nicht!“ hörte man plötzlich den Rentmeister laut sagen. „Sie sind der verantwortliche Theil, Sie als Mann —“ hier unterbrach ihn das eindringliche Flüstern des Amtmanns, von welchem man kein deutliches Wort verstehen konnte. Die beiden Gerichtsmänner stießen sich an, sie schienen dennoch begriffen zu haben, was draußen besprochen wurde. „I Gott bewahre!“ sagte der Schulze. „Vorschieben? O ja doch!“

„Aber was soll das helfen?“ rief der Rentmeister wieder. „Ueber die Zeiten sind wir, Gott sei Dank, fort, wo ein vornehmer Name vor den schlechtesten Riß —“ und abermals fiel ihm der Amtmann zischelnd und flüsternd in das Wort. Nun aber war den Dorfleuten das Verständniß ausgegangen — was hier mit dem vornehmen Namen gemeint sei, begriffen Sie nicht; ob es nicht gar auf den seligen Herrn Grafen ging?

Die Thüre wurde dann heftig geöffnet. „Ich kann gar nichts thun!“ sagte der Rentmeister. „Die Sache muß ihren Lauf haben, ich bin nicht Ihr Richter, habe gar kein Recht, etwas anzuordnen, was hier einen Aufschub oder, soll ich sagen, eine

Galgenfrist bewirken könnte. Im Gegentheil, es ist meine Schuldigkeit, die Gerichte hier aufzufordern, auf Ihre Person und Alles Beschlag zu legen —"

„Arretiren?" schrie Körbel.

„Nur in Ihrem Hause, Sie wissen selbst, daß es nicht glimpflicher abgemacht werden kann, bis weiter entschieden wird, was meine Sache nicht ist. Also, Schulz und Gerichtsmänner, die Kasse, welche revidirt und abgenommen werden sollte, war nur mit Gewalt zu öffnen, es fand sich weder der nachgewiesene, noch irgend ein Bestand vor, diese Thatsachen sind zu Protokoll genommen? Gut! — Der Amtmann Körbel ist dafür verantwortlich; über den Defect selbst, den er eingesteht, hat er mir so eben eine Mittheilung gemacht, die ich noch für mich behalten will, die aber in der Sache selbst nichts ändert. Thut daher, wie das Gesetz verlangt."

Der Schulze näherte sich mit verlegener Miene, aber nicht ohne gewisse Feierlichkeit dem verzweifelnden Manne, der jetzt wie ein geknicktes Rohr dastand. „Ich werde — in meinem Hause bleiben?" fragte er. Der Schulze sah fragend auf den Rentmeister, als sei es nicht in der Ordnung.

„Laßt es nur zu!" sagte dieser. „Ich denke, Herr Körbel wird einsehen, daß eine Flucht ihn nicht weit bringen könnte, und die Sache — wo er ja noch

Hoffnung hat — nur verschlimmern würde. — Was sonst mit Beschlag zu belegen ist, wißt Ihr besser als ich. Auf alle Fälle muß die Familie, Frau und Kind, das Nothwendige behalten — für die Wirthschaft werde ich mit dem Vogte sorgen."

So wurde über Körbel und dessen Haus und Hof verfügt, als sei — schon gerichtet und ausgeschieden. Er aber hatte die Hoffnung durchaus noch nicht aufgegeben, und je schwächer sie begründet war, desto ängstlicher klammerte er sich an sie an. Er saß nun in seiner kleinen Stube, wo das Fenster, der Kasse wegen, mit Eisenstäben verwahrt war, unter Verschluß, hatte geloben müssen, keinen Fluchtversuch zu thun, um sich die Bewachung in seinem Zimmer zu ersparen und wollte Niemanden sehen, sogar seine Tochter nicht, welche vor diesem erschrecklichen Unglücke, das sie ganz unvorbereitet getroffen hatte, in einen Zustand gerathen war, der sie zum Gegenstande des tiefsten Mitleidens machte. Der alte Rentmeister suchte alles, sogar gegen seine Ueberzeugung hervor, was sie hätte trösten können, umsonst, sie war zu sehr ein Kind ungekünstelter Natur, als daß sie schon Selbstbeherrschung und Kraft, ihren Schmerz zu bezwingen, hätte besitzen sollen, sie saß und weinte ohne Aufhören und rief nur immer nach ihrer Mutter, ihrem einzigen Halt im Leben.

„Mein Gott!“ sagte der Rentmeister. „So können wir das Kind ja gar nicht verlassen! Wissen Sie was, Folger, ich bleibe heute hier. Fahren Sie nach Hause, melden Sie dem Gerichtsdirector was vorgefallen ist, nehmen Sie das Protokoll mit. Morgen holen Sie mich wieder ab — unterdessen kommt vielleicht die Frau hier nach Hause und wir werden ja sehen —“

Die beiden Begleiter des Rentmeisters fuhren demnach bald ab und der Alte blieb zurück. Was ihm der Amtmann in seiner Verzweiflung gestanden hatte, diente nicht dazu, ihn freundlicher zu stimmen, er hatte Körbel nie recht getraut, nun aber war ihm die Erbärmlichkeit seines Charakters erst recht einleuchtend geworden. Das junge Mädchen allein, das wohl noch unverdorben war, that ihm leid.

Noch immer kehrte die Mutter, welche bereits seit Vormittag erwartet wurde, nicht heim, statt ihrer kam der Offizier früher zurück, als er selbst hinterlassen hatte. Er sprengte auf den Hof, mußte erst hinlänglich rufen und fluchen, ehe er seinen „Sclaven,“ der mit den Dienstleuten das Ereigniß des Tages zu besprechen hatte, erlangte, gab ihm in aller Eile eine kleine Lection und stürmte dann in das Haus.

„Wo ist das Vehmgericht?“ rief er. „Ah, Sie, Herr — Geheimerath wahrscheinlich nach dem Exterieur? Sie entschuldigen meine Frage: was hat mein Wirth verbrochen? Als Commandant der Festung darf ich es wohl wissen.“

„Ich bedaure, Ihnen keine Auskunft geben zu dürfen, da die Sache noch schwebt,“ antwortete der Rentmeister.

„Sie schwebt — charmant. Man hat mir gesagt: er habe Defect gemacht, der alte Schlecker! Meine Kasse war es nicht — würde ihm auch schwer geworden sein, sie noch mehr zu leeren! Ich muß also hier im Hofe die Regierung übernehmen, und werde Haus und Hof, Kind und Kegel bemuttern, verlassen Sie sich d'rauf.“

„Herr Lieutenant, ich habe die nöthigen Anstalten getroffen, daß es Ihnen an nichts fehlen soll. Im Uebrigen verlasse ich mich auf Ihre Discretion, welche nicht mit einem armen verlassenen Kinde ihren Spott treiben wird.“

„Ich habe Ihnen gesagt, ich werde das Fräulein bemuttern! Nehmen Sie das im besten Sinne!“ Wirklich hatte er dies Wort auch seinerseits im besten Sinne ausgesprochen, wie er denn bei aller äußern Ungebundenheit viel Gemüth besaß, dessen er

sich nur leider oft schämte. Seine Aeußerungen aber dienten stets dazu, diese gute Seite seines Charakters in Frage zu stellen, weil er, durch frühern Beifall verführt, alles Gefühl, ja selbst das Heilige, mit gar absonderlichen Witzeleien behandelte. Auch der Rentmeister konnte sich nicht mit ihm verständigen.

Während sie noch zusammen sprachen, schoß das junge Mädchen, von welchem eben die Rede gewesen war, an ihnen vorüber, rothen und freudigen Angesichts: auf leichten Füßen eilte sie über den Hof, dem Thorwege zu, in das Freie. Sie hatte vom Fenster aus ihre heimkehrende Mutter erkannt.

## 5.

Zwei Stunden Versäumniß! Welches Schicksal hatte sie hier zu Wege gebracht! Wenn Auguste den Bitten ihrer Schwester nicht nachgegeben hätte, sondern gleich nach erfülltem Wunsche abgereist wäre, so hätte der Ueberfall der Beamten alles in Ordnung gefunden — denn sie brachte die fehlende Summe in baarem Gelde, das sie leicht auf der Baronin Anweisung erhalten hatte. Aber wie konnte sie an eine solche Möglichkeit denken, von welcher gar keine Rede ge-

wesen war, so lange das jetzige Verhältniß ihres Gatten bestaud? Noch wußte sie nicht, was ihr Kind, das so eilig entgegengelaufen kam, ihr verkünden werde, sie blickte mit lächelnder Mutterfreude auf sie hin — nun sollte ja alles besser werden, sie selbst — da sie die Nothwendigkeit klar erkannt — wollte fortan die Leitung übernehmen, um jede Wiederholung einer so schauderhaften Gefahr, als der eben überwundenen, künftig unmöglich zu machen.

„Mutter! Mutter!“ rief Charlotte von fern. „Ach, daß Du kommst!“

Aus ihrem Tone hörte die Mutter die Gewißheit eines Unglücks und ihre Geistesgegenwart bewährte sich auch hier — daß ihr Gatte im Spiele sein könnte, sagte ihr eine fast untrügliche Ahnung und sie winkte der Tochter streng, zu schweigen, stieg vom Wagen, küßte ihr Kind, hieß den Fuhrmann, mit dem sie sich schon abgefunden hatte, seine Straße fahren und erst, als er außer Hörweite war, erlaubte sie der krampfhaft mit ihren Thränen kämpfenden Charlotte zu reden. Was sie nun vernahm, erschütterte auch ihre Standhaftigkeit, sie blieb wie an den Boden gewurzelt und hob ihr rathloses Auge gen Himmel, während eine bittere Selbstanklage durch ihre Seele drang.

Aber hier galt es zu handeln, nicht zu klagen.

Zum Glück war ja, wie sie meinte, noch nichts geschehen, sie brachte die Mittel, alles gut zu machen — schlimmsten Falls doch die Freiheit ihres Gatten zu retten. „Beruhige Dich, Kind!“ sagte sie, ihre Tochter mit sich fortführend. „Es hat gar keine Noth!“ Und Charlotte, welche stets gewohnt war, die Worte der Mutter untrüglich zu nehmen, folgte ihr mit dem plötzlichen Uebergange aus der Trostlosigkeit zur jauchzenden Freude, wie sie nur die einfachen Seelen, die noch nicht mit der Welt in Berührung gekommen sind, in solcher Heftigkeit kennen.

Der Rentmeister trat ihr nun auch entgegen. „Geh hinein, Charlotte!“ sagte die Mutter. „Was ich hier zu verhandeln habe, ist nicht für Dich!“

Vor dem Gehöfte standen ein Paar alte Ulmen, unter welchen eine Bank angebracht war. Auguste, von dem Gefühle der Demüthigung niedergebeugt, daß sie vor dem fremden Manne die Schuld ihres Gatten einzugestehen und gut zu machen habe, konnte ihre gewohnte feste Haltung noch nicht gewinnen, sie bat verlegen den Rentmeister, sich zu setzen, und hatte ganz den Anblick, der seine vorgefaßte Meinung bestätigte.

„Ich sage Ihnen gleich, Frau Amtmann, daß ich

Alles weiß!" begann er, als sie noch um einen Eingang der Rede, welche ihren Stolz so empfindlich verletzen mußte, bekümmert war. „Ich weiß Alles: das erspart uns viel unnütze Worte."

„Wohlan — so beurtheilen Sie das Geschehene nicht zu streng. Es war in der festen Ueberzeugung, daß es nur als ein Darlehn zu betrachten, jeden Augenblick zu ersetzen sei —"

„Jeden Augenblick ersetzen! Sie!" erwiederte der Rentmeister, ungeduldig über eine solche vermeintliche Prahlerei.

„Allerdings, wir!" sagte Auguste. „Ich bringe die Summe — hier!" sie zeigte auf ihre Arbeitstasche.

„Wahrhaftig?" rief der Rentmeister mit großen Augen.

„Ich denke also, wenn damit alles in Ordnung kommt, ist die Sache abgethan!" fuhr sie fort.

„O nein!" sagte er, von ihrem übermüthigen Wesen verletzt. „Das Factum, die Veruntreuung oder — soll ich lieber anders sagen? — bleibt doch und das Gesetz fordert Bestrafung."

„Unmöglich!" rief sie. „Wenn alles gedeckt ist —"

„Dennoch! Ich weiß nun zwar nicht, ob Ihr Mann, was er bis jetzt nur mir vertraut hat, auch bei der Untersuchung vor Gericht aussagen wird, ich zweifle vielmehr und glaube, daß er es wohl auf seine Kappe nimmt — das mögen Sie nun unter sich abmachen, ich will davon nichts wissen.“

„Auf seine Kappe?“ fragte Auguste. „Wie soll ich das verstehen?“

„Nun, wenn Sie es nicht verstehen, liebe Frau, dann weiß ich freilich nicht, was ich denken soll. Ich sagte Ihnen schon, daß Ihr Mann mir Alles gestanden hat, aber Alles, versichere ich Ihnen!“

„Sprechen Sie doch grad' heraus — schonen Sie nicht, wo leider nichts zu schonen ist!“ sagte sie heftig und bitter.

„Nun denn, er hat mir gesagt, daß nicht er, sondern Sie — die Kasse leer gemacht!“

Einen lauten Schrei stieß die unglückliche Frau aus und sprang von ihrem Sitze auf, ihre Augen flammten, ein dunkles Roth brannte auf ihren Wangen, Zorn und unaussprechliche Verachtung malte sich in jedem Zuge ihres schönen Angesichts — so stand sie einen Moment sprachlos, dann brach ihre Kraft, sie schlug die Hände vor die Augen, sank auf die Bank zurück und eine Flut von Thränen, so schmerz-

lich, wie sie wohl in ihrem kummervollen Leben noch nie geweint hatte, strömte ihr Gefühl der Vernichtung aus.

Der Rentmeister hatte nun wahrhaftes Mitleid mit ihr, er suchte sie zu beruhigen, aber sie wies ihn stumm zurück, gewann auch bald genug Kraft, sich zu beherrschen, und stand auf.

„Lassen Sie mich mit meinem Manne sprechen," sagte sie leise.

„Das geht nicht —" antwortete er. „Doch — ich bin keine Gerichtsperson, habe dabei weder etwas zu verbieten, noch zu erlauben. Nur, wenn Sie meinen Rath annehmen wollen —"

„Ich danke Ihnen, Herr Rentmeister. „Rathen muß sich Jeder selbst! — Aber Sie geben mir Ihr Wort, daß Sie von dem, was Ihnen mein Mann überhaupt erzählt hat, keinem Menschen etwas verrathen?"

„Das verspreche ich Ihnen," sagte der Rentmeister. „Machen Sie es also unter sich ab, wie Sie es am Besten halten." Und als sie nach dem Thorwege des Gehöftes ging, sah er ihr mit seltsamen Empfindungen nach — war sie schuldig oder nicht? woher hatte sie plötzlich das Geld geschafft, um den Defect zu ersetzen, da Körbel doch bisher,

wie er wußte, in ärmlichen Verhältnissen gelebt, oft genug Stundung, ja theilweisen Erlaß der Pacht von dem Grafen gewährt erhalten hatte? Und wie hing die Andeutung einer vornehmen Verwandtschaft, welche Körbel bei der Unterredung hatte fallen lassen, mit der Wirklichkeit zusammen?

Im Hausflur traf die Heimgekehrte, welche in einer Trostlosigkeit war, wie sie dieselbe noch nie empfunden hatte, mit einem fremden Gaste zusammen, dessen Anwesenheit ihr völlig unbekannt geblieben — es war der junge Offizier; vom Fenster aus hatte er sie kommen sehen und war ihr entgegen gegangen.

„Arme Frau!“ redete er sie an. „Sie kommen zu einer traurigen Stunde —“.

Auguste mit den öffentlichen Verhältnissen überhaupt wenig vertraut, hielt ihn für einen zur Vollstreckung des Gesetzes geschickten Militair und bat ihn um Erlaubniß, ihren Mann nur auf eine kurze Frist sprechen zu dürfen. Unter andern Umständen würde Wagenfeld die Gelegenheit zu schlechten Witzen nicht unbenutzt gelassen haben, hier jedoch überwog das wahre Gefühl und er beeilte sich, der Frau ihren Irrthum zu benehmen, bot ihr auch seine Hülfe an, um den Bauer, welcher als Wache bei ihrem Gatten zurückgeblieben war, zu beseitigen. Aber mit dem wurde sie schon allein fertig.

„Ein pompöses Weib!“ sagte Wagenfeld für sich, als sie ihn verlassen hatte. „Unbegreiflich, wie der erbärmliche Mensch zu dieser Frau gekommen ist! An den Galgen mit ihm, damit sie ihn los wird.“

In der großen Stube saß einer der Gerichtsmänner, welcher den Schlüssel zu der kleinern in Verwahrung hatte und damit auch den Gefangenen. Er hatte die Stimme der Frau gehört und qualmte aus seiner kurzen Pfeife vor Mitgefühl so, daß er sich fast in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt hatte, durch welchen er mit seinen großen Augen theilnehmend nach ihr blickte.

„Ich muß meinen Mann sprechen, Meier,“ sagte sie.

„Das geht nicht,“ antwortete er. „Von Gerichtswegen muß alles seine Ordnung haben.“

„Meier, das ist dummes Zeug!“ sprach sie. „Ich weiß auch, daß wenn einer auf Tod und Leben sitzt, dann Keiner zu ihm darf, weil das zu Verabredungen hilft. Hier ist es anders. Seht, mein Mann brauchte für den Augenblick eine Summe Geld, ich reiste ab, sie zu schaffen — und da bringe ich sie —“ dem Bauer zeigte sie statt der bloßen Reisetasche schon die Banknoten — „mein Mann wußte, daß ich sie bringen würde, kein Mensch dachte an eine

Revision der Kasse, so nahm er sie auf ein Paar Stunden. Nun seht, er kann Alles ersetzen und da ist es doch natürlich, daß ich ihm sage, wie Alles steht, nun ich nach Hause gekommen bin. Also habt Euch nicht und gebt mir meinen Schlüssel.

Dem Gerichtsmanne erschien der Fall jetzt auch in einem ganz andern Lichte. Er sagte sich zwar, daß es demungeachtet nicht in Ordnung sei, dem Gefangenen einen Besuch einzulassen, aber die Frau, welche auf dem Hofe das Regiment führte, hatte sich auch im ganzen Dorfe ein solches Ansehen zu verschaffen gewußt, daß ihrem Wunsche so leicht Keiner widersprach. Er stand demnach auf und ließ sie zu dem Gefangenen ein, schloß jedoch hinter ihr ganz leise wieder zu.

Als Körbel, welcher die Ankunft seiner Frau gleichfalls schon bemerkt hatte, Augusten zu sich eintreten sah, lief es ihm wie eine warme Freude über das enge, erstorbene Herz: er sah seine Retterin mit einem Blicke an, der sie vielleicht an längst vergangene Tage erinnerte, aber deshalb nur um so mehr erzürnte.

„Ich bin also die Diebin gewesen!“ sagte sie. „Mir hast Du die That aufgebürdet —“

„Welche That? Was meinst Du?“ entgegnete er, von seinem bösen Gewissen beunruhigt.

„Natürlich" fuhr sie fort. „Was gab es auch hier zu bedenken! Einmal hab' ich es ja doch gethan, und das war eine viel größere Schuld, welche mein edler Lehrer zu übertünchen wußte —"

„Mein Gott, liebe Auguste — ich weiß nicht, wovon Du sprichst —"

„Willst Du etwa leugnen, daß Du dem Rentmeister mich als die Thäterin genannt, mich, welche eben ihr letztes Kleinod, den Stolz einer ungebeugten Seele, für Dich opferte, indem sie bei der Schwester betteln ging?"

„Ich hätte dem Rentmeister —? Wahrhaftig, er hat mich falsch verstanden — oder Dich absichtlich getäuscht."

„Gieb Dir keine Mühe, das weiße Haar des Ehrenmannes mit Deinen — Erfindungen zu beleidigen! Auch ich will mir keine Mühe geben, wo Alles verloren ist. Aber ich bin Dein Weib einmal, habe Dir Treue gelobt und mein Wort gehalten — habe ich das?"

„Du hast an mir wie ein Engel gehandelt!" rief der Zerknirschte. „Sage denn, was hast Du ausgewirkt?"

Diese Wendung, wie wenig sie auch Augusten hätte überraschen sollen, füllte sie in diesem Mo-

mente mit neuem Unwillen, da sie die Sinnesart ihres Gatten wieder einmal recht grell hervortreten ließ.

„Ich bringe Geld!" sagte sie scharf und da er sie freudig umarmen wollte, wies sie ihn stolz zurück. „Deine Schuld wird damit gedeckt, aber die Zukunft mußt Du in's Auge fassen. Was gedenkst Du zu thun?"

„Liebes Kind, das wird sich finden — mit der Zeit!"

„Mit der Zeit findet sich Elend, wenn man nicht für seine Zeit sorgt. Du kannst Dir nicht bergen, daß Du für uns keine Aussicht mehr hast. Auch bei der gelindesten Strafe wirst Du diese Pachtung nicht behalten —"

„Wer weiß, ob nicht der junge Graf —"

„Still! Keine falschen Hoffnungen, das sind Irrlichter, welche in wüsten Sumpf locken. Wenn wir nun hier abziehen müssen, wie denkst Du für Dich und — uns zu sorgen? Hast Du schon einen Plan?"

Er stotterte erst einige unzusammenhängende Redensarten, dann brachte er vor: wie es doch vielleicht rathsam wäre, (nun einmal das Aergste, die Entdeckung überstanden sei — und doch die Herr-

schaft so unermeßlich reich, daß sie eher den Verlust verschmerzen könnte), lieber das Geld für die Zukunft zu sparen. — Hier aber brach Auguste in voller Entrüstung die Schale ihrer Geduld und was sie dem Gatten antwortete, überstieg dies Mal die Grenze, welche sie sich selbst bisher gezogen hatte.

„Ich habe schon gesagt," schloß sie, „daß ich einmal Dein Weib bin und darum handeln will, wie die geschworene Treue verlangt. Das Geld muß der Herrschaft zurückgestellt werden, aber die Schande will ich von Deinem Haupte nehmen — Du hast mich einmal angegeben, aller Widerruf würde mich doch nicht vor der gefaßten Meinung schützen, und ich habe es doch früher anderswo gethan, also büße ich nur die Strafe meiner wirklichen Schuld ab. Du aber kannst hier bleiben, und dadurch bist Du im Stande, unser Kind und Dich selbst zu erhalten, bist ein allgemein bedauerter, aber vollkommen gereinigter Mann und wirst Dich darein finden, ein bestraftes Weib zur Frau zu haben, nicht wahr?"

„Auguste!" schrie er, in seinem verhärteten Innern getroffen und zermalmt. „Halt ein!"

„Ich lasse Dir alles das zum Ueberlegen," versetzte sie. „Nun muß ich gehen und meiner armen Charlotte, welche noch nichts erlebt hat, was ihr

Kraft geben könnte, wie mir, den Trost wenigstens meiner Gegenwart bringen. Morgen mehr.“ Sie verließ die Stube, aus welcher sie sich erst durch Klopfen den Ausgang verschaffen konnte.

Körbel blieb in einem Zustande zurück, welcher ihn zu allem fähig machte, selbst zur äußersten That der Verzweiflung. Er fühlte seine ganze Nichtswürdigkeit vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, er raste wider sich selbst, daß er fähig gewesen war, diesen Engel des Lichts an sein elendes Dasein zu fesseln, Augustens vergiftete Jugend, ihre Hingebung, ihr Leben und Leiden mit ihm, vor Allem die entsetzliche Gegenwart und der Gedanke, daß sie bei ihrer Energie des Charakters vollkommen im Stande sei, sich selbst anzuklagen und somit seine schändliche Verdächtigung, welche der Egoismus geboren, zu bestätigen — alles das stürmte in schauerlichen sinnverwirrenden Bildern über ihn her. —

„Ja!“ rief er, sein Haar zerwühlend, „ja, ich bin nicht werth, noch den morgenden Tag zu erleben — nicht werth der Sonne und des Anblicks meines Kindes!“ Und er schlug den Stuhl zurück, riß sein Halstuch ab, drehete es dünn und lang, und kletterte hinauf, wo er den höchsten Eisenstab des Fenstergitters erreichen konnte — „Sie wird glücklich werden, die Schwester kann sie nicht verlassen!“

schluchzte er, und schlang das seidene feste Tuch um seinen Hals. —

„Herr, sind Sie des Teufels!“ rief draußen eine starke Stimme und zugleich schlug eine Faust gegen die Fensterscheibe. Körbel sah voll Schrecken das Gesicht des Offiziers, dessen blitzende Augen und schwarzen Locken ihm in diesem Momente wahrhaft fürchterlich erschienen. Er sprang zurück und hatte sich selbst wiedergefunden — ein sauberer Fund allerdings!

Nun aber sagte er sich, daß er in seiner jetzigen Existenz verloren sei. Das Vorhaben, in welchem er gestört worden durch das unvermuthete Dazwischentreten des Offiziers — unbegreiflich auf dieser höchst selten besuchten Seite des Hofes! aber es war eine absichtliche Recognoscirung gewesen — dies Vorhaben warf ein zu unzweideutiges Licht auf seine Lage, als daß er sich und seinen Ruf noch hätte retten können. Auch war er nicht der Mann von beschränktem partikularen Heimatsgefühle, der sich an irgend eine bestimmte Scholle hätte klammern sollen — die Rückkehr in diese Gegend, wo er nur zwei Tagereisen entfernt von dem Schauplatze seines ersten, seines pädagogischen Wirkens wohnte, war nicht seine besondere Wahl gewesen, sondern hatte sich mehr zufällig, weil ihm der Graf eine günstige

Pacht bot, gemacht. Diese Gegend aufzugeben, wurde ihm nicht schwer, aber wohin sollte er sich nun wenden, wovon sich und seine Familie ernähren, da er nichts, gar nichts mehr besaß? Sich allein hätte er wohl durchgebracht, dem Manne von Geist und Raffinement wird das nicht schwer, aber Weib und Kind? „Es ist doch ein gewaltiger Ballast für ein Lebensschiff!“ dachte er. „Prüfe sich Jeder doch selbst, ob seine Tragkraft der Last gewachsen, ehe er sie aufnimmt! Wie leicht würde ich heute noch dahinsegeln — o, ich wäre ja gar nicht in diese traurigen Verhältnisse gerathen, wenn mich nicht die Rücksichten auf Weib und Kind von den glänzendsten, wenn auch kühnen Unternehmungen abgehalten hätten! O ich glaube, auch Auguste wäre glücklicher ohne mich!“ Zu dieser späten Ueberzeugung gelangt, deren innersten Kern der Wahrheit er aber zu ergründen sich sträubte, saß er eine lange Weile in zweifelhaften, hin und her wogenden Gedanken und Entwürfen, welche dann allmälig eine bestimmtere Form gewannen.

„Ja, es ist am besten für uns Alle!“ sagte er zuletzt entschlossen. „Auguste hat ganz Recht, man muß seine Zukunft klar in's Auge fassen, sich nicht in unbestimmten Hoffnungen treiben, sondern eine feste Hand an das Steuerruder legen. Sie ist jetzt

wieder in Verbindung mit ihrer reichen Familie, diese Schwester, von der ich viel Rühmens gehört, wird für sie sorgen, sie wird glücklich leben — bis ich wiederkehre." In diesem Ausspruche lag wieder eine tiefe Wahrheit, die ihn selbst einen Moment frappirte, aber er entschlug sich des Eindruckes gleich und arbeitete seinen Plan weiter aus. Ohne Mittel zu gehen, wäre nur der sichere Schritt in das Verderben gewesen, einen kleinen Fond zu einem Anfange mußte er wieder haben, daher kam er auf den Gedanken zurück, welchen er bereits gegen seine Gattin geäußert hatte — nur durfte er nicht hoffen, daß sie freiwillig ihm auch nur einen Theil der eroberten Summe geben werde. Zum Glücke kannte er alle ihre Gewohnheiten, ihre überaus ängstliche Sorge um Geld, wenn sie einmal davon eine gewisse Summe besaß — kein Schrank, kein Schloß war ihr fest genug, sie bewahrte es mit ihrem eigenen Kopfe, das arme Weib! So wußte er mit zweifelloser Gewißheit, wo er das Geld finden werde, und es kam nur darauf an, wie er es dort in seine Gewalt bekommen solle. Mit Gewalt? Beschämt gestand er sich, daß seine schöne kräftige Frau stärker sei als er, und daß es sich auch, abgesehen davon, nicht schicken werde! Einen Theil wollte er ja auch nur haben — nur im Nothfalle, wenn Gefahr im Verzuge, das

Ganze. Es mußte also eine List ersonnen werden, sie schnell hinweg zu locken, so plötzlich durch irgend einen Eindruck auf sie zu wirken, daß sie nicht Besinnung hatte für das ihr leider nicht allzugewöhnliche Gut, das sie unter ihrem Kopfkissen barg. Und Dank seiner Erfindungsgabe, der Anschlag war bald formulirt. Er hatte noch einen Weg in die Freiheit, wenn auch die Thüre verschlossen war — das eine Gitter am Fenster war aufzuschließen und er hatte den Schlüssel dazu.

## 6.

Die Nacht lag über dem stillen Haidedorfe, eine finstere stürmische Nacht. Die Bewohner schliefen, auch auf dem Pachtgute gab es nur wenige Augen, welche den Schlummer nicht finden konnten — unter diesen waren aber keineswegs die des ehrlichen Gerichtsmannes, der den Gefangenen bewachen sollte; der gute Meier saß nach reichlich genommener Abendkost in dem Lehnstuhle, welchen man ihm hingeschoben, und schlief wie todt. Selbst das Kind des Mannes, welcher in Haft saß, war nach manchem klagenden Worte, das seinen Trost bei der Mutter

gefunden hatte, in den süßen Schlummer der Unschuld gefallen und nur Auguste vermochte nicht einen Moment ihr aufgeregtes Blut, ihre schmerzlichen Gedanken zu stillen. Der Entschluß, welchen sie heute gegen ihren Mann ausgesprochen hatte, war keineswegs eine phantastische Idee edelmüthiger Aufwallung gewesen, sondern er stand in ihrer Seele fest. Sie wollte die Schuld auf sich ruhen lassen, die ihr die Selbstsucht einmal aufgebürdet hatte — Seelenkraft genug besaß sie, die Folgen zu tragen, nur dadurch erhielt sie ihren Mann in der Lage, für ihr Kind weiter zu sorgen, Charlotte war verständig genug in wirthschaftlicher Beziehung und in anderer, in sittlicher und geistiger, befahl sie ihr Kind dem Herrn, zu dem sie jetzt, seit lange wieder einmal, inbrünstig betete. Denn es gehörte auch zu dem Unglücke, welches der Lehrer ihrer Kindheit, der sich ihres Herzens frühzeitig bemächtigte, über sie gebracht hatte, daß sie dem Glauben entfremdet worden war und mit dem Verstande allein in ewigen und irdischen Dingen Haus hielt. Heute aber fühlte sie recht, daß der Verstand nicht einmal in irdischen Dingen ausreicht, wenn ihnen der Segen von Oben fehlt, und den erflehte sie eben, nicht für sich — denn sie hielt sich noch für stark, Alles zu tragen — wohl aber für ihr hülfloses, wehrloses Kind, das sie dem

himmlischen Vater befahl, zum Schutze — entsetzlich! — gegen den Vater auf Erden.

Erst spät gerieth die kummervolle Frau in jenen Zustand zwischen Schlaf und Wachen, der von schwankenden, widersinnigen Bildern heimgesucht und durch schreckhaftes Ermuntern von Zeit zu Zeit wieder verscheucht wird. Oft schon war sie von Neuem aufgefahren, hatte sich eine Weile auf den Elnbogen gestützt und den Stimmen des Sturmes gelauscht — jetzt schien sie aber fest zu schlafen, eine Betäubung hatte sich ihrer endlich bemächtigt und noch fester schlief ihr Kind. Die Gefahr, welche sich bereitete, ahnten sie nicht, schon verbreitete sich ihr Vorbote in leichten Strömungen durch das Haus, schon hätte man sie geschäftig wirkend hören können, wenn nur Jemand wach gewesen wäre, als ihr Anstifter selbst. —

„Feuer!“ schrie es auf einmal draußen — und: „Feuer!“ schrie der erwachende Gerichtsmann — die Flammen waren schon hell ausgebrochen in der Stube, wo der Gefangene saß. Ein solcher Ruf bricht den festesten Schlaf — Auguste sprang auf, warf in Eile die nöthige Kleidung über. — „Wo? Wo?“ rief sie dabei an der Thüre, ihre Tochter, nur schnell Rock und Tuch zur Hülle, war schon hinaus:

„In der kleinen Stube!“

Bei ihrem eingeschlossenen Gatten! Zum Tode erschreckt stürzte Auguste auf den Flur, wo schon viel Menschen zur Rettung sich drängten — denn Flammen und Rauch waren dem Gerichtsmanne entgegen geschlagen, als er die Thüre aufschloß; herzhaft hatte er sich dennoch hinein gewagt, nach dem Gefangenen geschrien, den man nicht sehen konnte, aber die Macht des Feuers hatte jedes Vordringen hier unmöglich gemacht. Selbst der Schrei der unglücklichen Gattin blieb ohne Antwort, nur die Flammen prasselten an Tisch und Gebälk. — „Aber in seinen Sünden darf er doch nicht verbrennen!“ rief Auguste. „Er wird betäubt sein vom Rauche — will Keiner helfen, so gebt mir Wasser her!“ — Sie riß ihr Tuch von den Schultern, tauchte es in den nächsten gefüllten Eimer der Löschenden und stürzte in den Qualm und Brand hinein — vergebens! Der Rauch, welcher von dem hineingegossenen Wasser nur noch dicker geworden war, benahm ihr augenblicklich die Luft, sie strauchelte über einen umgestürzten Stuhl, der an der Thüre lag — halb besinnungslos zog man sie wieder hervor. Und schon hatten die Flammen auf der andern Seite sich Bahn gebrochen, die Luftströmung, der Sturm fachten sie wilder an, das Dach brannte hier schon

— es galt nur noch drüben zu retten, was sich bergen ließ.

Auguste war in ihre Kammer zurückgeeilt, der Gedanke an die Summe Geldes, welche unter ihrem Kopfkissen lag, hatte ihr die Besinnung im ersten Momente wiedergegeben — Niemand hatte gesehen, wohin sie gekommen, denn Alles, der Rentmeister und Wagenfeld in thätigster Hülfe an der Spitze, war beschäftigt, aus den Stuben das Geräth in Sicherheit zu bringen, nur Charlotte suchte die Mutter endlich in der Kammer. Sie fand sie in Ohnmacht vor ihrem durchwühlten Bette auf der Erde liegend. Ihr Geschrei rief Männer herbei. Man trug sie hinaus, es war die höchste Zeit, schon hatten die Flammen auch diesen Theil des Hauses ergriffen, das Sparrwerk im Dache stürzte drüben schon und drohete auch hier einzubrechen — nur schnell noch die Betten hinaus zu schaffen, gelang den Männern, dann gab man, was noch darinnen war, verloren und gleich darauf stürzte mit donnerndem Krachen das Gebälk in die geschwärzten Mauern, aus denen nun eine himmelhohe Garbe von Funken und Flammen emporstieg, wie aus einer auffliegenden Pulvermine. Die Spritzen des Dorfes, welche schon lange gespielt hatten, konnten jetzt nur noch dem innern Brande, der alles Fachwerk

löste, Einhalt thun — die jetzt auch heranjagenden Löschanstalten der Nachbarschaft trugen das Ihrige bei, wenigstens die Wirthschaftsgebäude zu retten. Vor dem Dorfe hielt, durch die Allarmtrompete zusammengerufen, das Commando, dessen Offizier in Hemdsärmeln mit löschen half, wie der rüstigste von den Dorfleuten, und nur ein Paar Reiter hatte absitzen lassen, um das geborgene Gut vor Dieben zu bewachen. Auf dem Lande ist das aber nicht nöthig — unsere städtischen Leser mögen immerhin über diese Behauptung ungläubig die Köpfe schütteln, so ist es doch wahr, daß der Bauer sich das Unglück Anderer nicht zu Nutze macht: nicht der ärmste Tagelöhner. Das ländliche Proletariat ist in seinem Kerne noch gesund.

Alles beeilte sich, der obdachlosen Familie mit Rath und That zu nahen, und ihr über das Entsetzlichste, den Tod des Vaters, den wohlgemeinten, aber die Wunden nur noch mehr zerfleischenden Antheil auszusprechen. Auguste schien von dem Schlage all' ihrer sonstigen Geisteskraft beraubt zu sein, fast stumpfsinnig, selbst gegen ihr eigenes Kind, ließ sie mit sich geschehen, was der Rentmeister anordnete, ließ sich nach der Wohnung bringen, welche man zu ihrer Aufnahme bestimmt hatte, kümmerte sich nicht um ihre Habe, ob und was gerettet sei, und sobald

man sie in ein Bette gebracht hatte, fiel sie in eine Lethargie, aus welcher sich nur zu bald wilde Fieberglut entwickelte.

Der Rentmeister in seinem menschenfreundlichen Herzen war tief betrübt. Er fühlte sich unglücklich, daß er grade zum Werkzeuge all' dieses Elends geworden war, und das Bewußtsein, nichts gethan zu haben, als seine Pflicht, konnte ihn nicht beruhigen — ja er fragte sich, ob das Unglück nicht vermieden worden wäre, wenn er diese Pflicht in ihrem ganzen Umfange, ohne Nachsicht geübt hätte. Dann wäre der Angeklagte wirklich verhaftet und abgeführt worden und in seinem Hause hätte durch ihn kein Feuer entstehen können, denn daß er aus Fahrlässigkeit — bei seinem Falle sehr erklärlich! — das Feuer verursacht, darüber waren alle Stimmen einig. Nun hatte er all' sein Verschulden mit dem Tode gebüßt — den irdischen Richtern war er entzogen. — Aber die beklagenswerthe Frau! Der giftige Verdacht, so sehr sich anfangs der alte Mann gegen ihn gesträubt hatte, kam immer wieder und wurde dadurch bestärkt, daß sie nun so gänzlich zusammengebrochen war. — Der Rentmeister kannte sie als eine Frau von der höchsten Entschiedenheit und Festigkeit, welche er auch für fähig hielt, diesem harten Schlage des Schicksals zu stehen; wenn sie aber durch ein böses Gewissen

sich selbst die Schuld beimessen mußte, so wäre es freilich alle Menschenkraft übersteigend gewesen, sich aufrecht zu halten. — Von dem Versuche des Selbstmordes wußte er nichts, der Offizier hatte sich nicht veranlaßt gefunden ihm davon eine Mittheilung zu machen, sonst würde er vielleicht die Ansichten des Rentmeisters umgestimmt haben.

Wegen des Geldes, daß sie mitgebracht haben wollte, hatte er auch schon seine mächtigen Zweifel, aber der Gerichtsmann bezeugte, daß er mit seinen eigenen Augen die Banknoten gesehen habe. Diese ganze Summe war nun auch verloren! Wo sie aufbewahrt gewesen, darüber wußte selbst die Tochter nichts und von der Kranken konnte man wohl in längerer Zeit keine Mittheilungen hoffen, welche überdem auch nichts mehr helfen konnten.

Die weitern trostlosen Verhandlungen, wie sie das Gesetz vorschrieb, hatten schließlich das Resultat, daß die Wittwe des Verunglückten mit ihrer wenigen Habe für die Summe verhaftet blieb, welche ihrem Gatten zur Last fiel. Man hatte von Letzterm nicht einmal bei Aufräumung des Schuttes die traurigen Ueberreste gefunden.

Von Allem was sie traf wußte Auguste nichts, sie lag noch von der schweren Krankheit körperlich und

geistig gefesselt und der Arzt, welchen der Offizier gleich am ersten Tage durch eine Ordonnanz aus dem Stabsquartier seines zerstreuten Regiments hatte holen lassen, konnte bei all' seiner Geschicklichkeit auch nicht viel mehr thun, als beobachten. Für Charlotten waren diese Tage die ersten Fortschritte in der herben Schule des Lebens, sie lernte für sich selbst handeln. Und was sie hörte in den wilden Fieberphantasien ihrer Mutter, wie mahnte sie das zur äußersten Vorsicht, daß nur sie zugegen blieb, wenn solche Anfälle kamen!

Endlich siegte die Kraft, welche in dieser starken Natur lag. An dem Tage, wo der Arzt sie außer Gefahr erklärte, war auch ein Fremder im Dorfe angekommen, welcher sich nach der Familie erkundigte. Man wies ihn an den Offizier, welcher wirklich die Sorge für letztere, wenigstens für die äußern Dinge, in die Hand genommen hatte, allen Einspruch des Rentmeisters zurückschlagend. „Es schickt sich Alles, was recht ist!“ hatte er gesagt. „Ich bin Commandant im Orte und zugleich von ritterlichem Stande, habe also die Verpflichtung für Wittwen und Waisen zu sorgen. Ihre Befürchtungen sind lächerlich!“

Der Fremde ging nach dem Wirthshause, wo Herr von Wagenfeld jetzt im Quartiere lag. Er

fand ihn in einem ziemlich einfachen Negligé, was außer dem unentbehrlichsten Weißzeug nur in einem türkischrothen Käppchen und gelben Saffianstiefeln bestand. „Verzeihen Sie!“ sagte er, ohne einen Versuch seine Toilette zu verbessern. „Was steht zu Ihren Diensten?“

„Ich komme, mich nach der Familie des Amtmanns Körbel zu erkundigen.“

„Der Alte ist todt, die Mutter krank, die Tochter sehr unglücklich. Interessirt Sie das?“

„Allerdings. Ich bin ein Verwandter der armen Frau.“

„So! Endlich meldet sich einer! Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe, zu sprechen?“

„Interessirt Sie das?“ wiederholte der Fremde die vorige Redensart des Offiziers, welche ihn verdrossen hatte. „Es kommt doch nur darauf an, was sich für die Armen thun läßt.“

„Was sich thun läßt? Sehr viel, Alles! Geniren Sie sich nicht, Herr Vetter, legen Sie Ihrer Generosität durchaus keinen Kappzaum an, sondern lassen Sie springen, so viel als möglich.“

„Herr Lieutenant,“ versetzte der Fremde im vornehmen Tone, „ich muß Sie bitten, eine andere Façon

gegen mich anzunehmen, wir sehen uns zum ersten Male und ich habe Ihnen kein Recht zu dieser Vertraulichkeit gegeben. Meine Verwandte wohnt in der Nähe, wie ich höre — Sie, mein Herr, haben sich ihrer angenommen, wofür ich dankbar bin; was ich sonst thun werde, ist meine Sache. Da Sie gegen mich einen Ton angeschlagen haben, den ich nicht gewohnt bin, so verzichte ich auf die Erklärungen, welche ich von Ihnen hoffte und empfehle mich Ihnen. Verzeihen Sie meine Belästigung."

„Aber um Mosis willen, lieber Herr, womit habe ich Ihnen denn an die Krone gegriffen? Ich bitte Sie deshalb unbekannter Weise um Entschuldigung. Setzen Sie sich, bitte — eine Cigarre, ein Glas Grog! — Blume! Wo steckt der Himmelhund! — Wahrhaftig, Herr oder Herr von — ich beleidige nicht gern ein kleines Kind, geschweige denn einen Gentleman wie Sie! Werden doch Scherz verstehen!"

Der Fremde mußte lachen, mehr noch über den grotesken Aufzug seines Wirthes, als über die barocke Redeweise, die er nun wohl als seine Eigenthümlichkeit erkannte. Er verständigte sich daher mit ihm und ging dann ganz allein nach dem Hause, wo er Augusten mit ihrer Tochter finden mußte. Im Hofe sah er ein junges, nicht bäuerisch gekleidetes Mädchen am Brun-

nen stehen, das mußte die letztere sein — sie war in peinlicher Verlegenheit, als er sie anredete, aber er hatte sich nicht geirtt.

„Betrachten Sie mich als einen Freund und Verwandten," sagte er, ihr die Hand reichend. „Ich komme in bester Absicht zu Ihnen, vertrauen Sie mir."

Charlotte blickte zu ihm auf und mußte wirklich zu diesen offenen männlichen Zügen Vertrauen fassen.

„Daß ich jetzt Ihre Mutter nicht sprechen kann, sehe ich ein," fuhr er fort. „Sie kennt mich überdem gar nicht, da ich nur ein sehr entfernter Verwandter von Ihnen bin. Aber ich komme nicht mit leeren Redensarten, sondern ich will Sie ernstlich aus der trüben Lage hier, in welcher Sie nicht bleiben können, in eine ruhige Freistatt führen. Das geht natürlich nicht eher, bis Ihre Mutter so weit hergestellt ist, daß sie eine Reise vertragen kann. Sagen Sie ihr auch vorläufig noch nichts über mein Hiersein, sie zerbricht sich nur den Kopf, wer ich sein könne, und wenn ich Ihnen auch meinen Namen sagte, sie hat ihn wohl nie gehört. Wir beide müssen schon ein kleines Complot schmieden — ist es Ihnen recht, meine liebe Nichte? Das sind Sie mir, ich gebe Ihnen mein

Wort, daß ich ein Recht auf den Onkelnamen bei Ihnen habe."

Charlotte war so verwirrt, daß sie ihn nur lächelnd anblicken konnte, aber mit den wohlthuendsten Gefühlen im Herzen. Er nahm ihre Hand — so klein und wohlgeformt, aber hart vom Arbeiten!

„Damit es nun, bis Ihr reisen könnt, an nichts fehlt," sagte er, „vorzüglich, daß der Mutter die beste Kost und Pflege zu Theil werden kann, Arzt und Medicin zu honoriren, nehmen Sie von mir etwas an, was ich Ihnen, liebe Niece, als geheimen Fond vertraue. Sie dürfen sich nicht weigern, ja Sie haben ein Recht auf weit mehr, als diese Kleinigkeit. — Und nun sagen Sie mir, wie es mit der Kranken geht."

Vor dem Helfer in der Noth ging der Kleinen das Herz auf. Sie erzählte, was sie eben wußte — mit vollem Vertrauen gab sie sich dem Eindrucke hin, den sein wohlwollendes Wesen auf ihn machte. Ohne Ziererei nahm sie das Geld aus seiner Hand in Empfang, dankte ihm mit Thränen und bat ihn, doch nur einen Augenblick mit in das Haus zu kommen, die Mutter sei schon viel stärker und werde ihn gern sehen wollen.

„Das darf nicht sein, liebes Kind," entgegnete

er. „Verzeihen Sie mir, das verstehen Sie nicht. Nach einer überstandenen Krisis muß jede Aufregung vermieden werden. Sagen Sie mir nur, wo ich Ihren Arzt finde, ich werde ihn jeden Falls aufsuchen und nun — leben Sie wohl! Bald komme ich wieder, das heißt, sobald der Arzt Ihre Abreise erlaubt, denn Sie dürfen nicht länger hier bleiben, als durchaus nothwendig ist."

Er nahm einen herzlichen Abschied von dem jungen Mädchen, das ihm vor Rührung und Dankbarkeit die Hand küssen wollte, und das Versprechen zu schweigen, feierlichst wiederholte. Schwer genug wurde es Charlotten, als bald nach der Abreise des Fremden Herr von Wagenfeld, wie er täglich zu thun pflegte, in ihren Hof kam, um sich heute, nächst dem Befinden der Mutter, auch nach dem Besuche ihres Vetters zu erkundigen. Sie wußte, was seine Absicht war, und verrieth das in ihrer Unfähigkeit, sich zu verstellen; aber keine Macht, selbst nicht die ihres eigenen Herzens, das noch immer dem schönen Kriegsmanne entgegenwallte, hätte sie bewogen ihrem Versprechen treulos zu werden. Es war ein neuer Fortschritt in ihrer Charakterentwickelung, daß sie den Bitten widerstehen lernte, welche von einem Munde kamen, an dessen Worten sie stets mit einem innigen Antheile hing. Wir müssen hier aber der Wahrheit

die Ehre geben, daß Wagenfeld den Eindruck, welchen er auf die Unerfahrene gemacht hatte, seit dem harten Schicksale, das sie getroffen, eher zu verlöschen als zu erhöhen strebte. Er konnte zuweilen sogar unfreundlich gegen sie sein, wenn er in ihren Anordnungen für die kranke Mutter einen Fehler traf — auch jetzt, als sie sich weigerte, ihm zu sagen, was der spät angemeldete Herr Vetter eigentlich gewollt, wurde er böse.

„Sie sind, nehmen Sie mir's nicht übel, von einer Gattung Vögel, welche ich nicht näher bezeichnen will und werden, wenn es zu spät ist, zu Ihrem eigenen Schaden erkennen, wie leicht sie in's Garn gegangen sind. Dieser Herr Vetter ist ein mauvais sujet, was das bedeutet, erklärt Ihnen die Zukunft. Ich habe gesehen, daß er einen Ring am Goldfinger trug, als er kam; den zog er ab und steckte ihn in die Westentasche — verstehen Sie dies sinnreiche Manöver?"

Charlotte hatte keine Ahnung davon.

„Sie würden mir rührend sein, edle Seele, wenn Sie nicht — etwas anderes wären! Ich will Ihnen das Manöver erklären. Wissen Sie, was ein Trauring ist? — Ja? Nun das überrascht mich. Wenn also ein Mensch einen Trauring am Finger hat, so ist er verheirathet, nicht wahr?"

„Oder ein Wittwer!“ sagte Charlotte, welche noch immer nichts von seiner Meinung verstand.

„Ein Wittwer! Wahrhaftig! Denn was kein Verstand — wie heißt doch der Vers? Das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth! Er kann auch ein Wittwer sein! Aber warum steckt er den Ring in die Tasche! Das thun nur schlechte Ehemänner, wenn sie auf Reisen gehen und sich vor den Töchtern des Landes noch heiraths-, wenigstens sponsirfähig anstellen wollen. Sie capiren mich jetzt?“

„Pfui!“ sagte Charlotte. Ueber diese summarische Kritik lachte Wagenfeld und ging nun ernstlich mit seiner Warnung heraus, sich durch keine lockenden Versprechungen bethören zu lassen, da er fest überzeugt sei, daß der fremde Herr, welcher sich einen Vetter genannt, nur in schändlichen Absichten ihrer verlassenen Lage seine Aufmerksamkeit widme. Charlotte war aber, wo sie einmal volles Vertrauen geschenkt hatte, nicht so leicht umzustimmen, und wies die Verdächtigungen des Offiziers mit einem Eifer zurück, welcher den an schlechten Erfahrungen reichen Cavalier nur noch bedenklicher machte. Er gelobte sich, wachsam zu ihrem Schutze zu sein.

7.

Durch den Park der Moersburg sprengte eine muntere Cavalcade. Die Baronin, auf einem arabischen Goldfuchse, begleitet von einem ältlichen Herrn, galoppirte an der Spitze, hinter dem Paare ritten noch zwei Damen und einige Herren; zwei Diener folgten. Auf den breiten Kieswegen, welche sich durch den geräumigen Park stundenweit hinzogen, zwischen Baumgruppen von schönster Form auf saftgrünen kurzgeschorenen Rasenflächen, an den Ufern des Baches dahin, dessen helle Flut über Kiesel rauschte, und endlich zu sanftgeschwungenen Höhen, wo das prächtige Gesammtbild des Parkes und im Hintergrunde das alterthümliche Schloß, alle Fenster vom Sonnenfeuer des Niederganges lodernd, sich darstellte, so wechselte der Ritt und der ältliche Herr, ein Prinz aus dem Fürstenhause, an dessen Hofe Therese in ihrer Jugend verlebt hatte, äußerte sich höchst schmeichelhaft über den Geschmack, in welchem das Alles angelegt war.

Therese hielt auf der Höhe, wo ein breiter Graben die Grenze des Parkes bezeichnete. Jenseit desselben zog sich die Hochfläche einer Feldmark hin, noch mit spätem Getreide bestanden, drüben aber, in der Entfernung von einigen hundert Schritten lief

die Landstraße, auf welcher die Baronin jetzt zu ihrer Freude den längst erwarteten Wagen ihres Gemahls kommen sah.

„Da ist mein Mann!“ rief sie, gab ihrem Goldfuchse einen leichten Schlag mit der Gerte und setzte — eine Dame setzte über den acht Fuß breiten Graben! Ihr edles Thier „nahm“ das Hinderniß mit einem entzückenden, königlichen Anstande, hob sich nur eben leicht, schwang sich graciös, wie eine Tänzerin, ohne viel Kraftaufwand, auf Ehre, süperb! über die Ränder, und flog dann, mit Blitzesschnelle quer durch das Halmenmeer, von seiner Reiterin gerade auf den daherrollenden Wagen gelenkt. „Bravo!“ rief der ältliche Prinz bei dem Sprunge der Dame, und gab auch seinem Pferde die Sporen, dies sprang etwas ungeschickter und entmuthigte dadurch die Nachfolgenden, welche das Paar seinem Schicksale überließen und so eilig als möglich in den Park zurückkehrten. Nur ein Diener jagte seiner Herrin nach, und kam grade zurecht, um ihr den Bügel zu halten, als sie absaß, um zu ihrem Gemahle in den Wagen zu steigen. Der Prinz hatte seinen heimkehrenden Gastfreund begrüßt und ritt nun, die Discretion selbst, noch weiter hinaus auf eigene Hand, um die Gatten nicht zu stören, während der Reitknecht mit seinem Handpferde langsam dem Wagen folgte.

„Erzähle, Eduard!“ bat Therese. „Wie hast Du sie gefunden?“

„Ach, Kind, in der traurigsten Lage. Es ist nur zu gewiß, daß die Geldsumme, welche sie von Dir erhalten, bestimmt war, einen Defect in der Kasse, welchen ihr gewissenloser Mann gemacht hatte, zu decken — o laß Deinen Unwillen nicht ausbrechen, er hat seine Schuld schwer gebüßt — was wir nicht glauben wollten, ist nur zu wahr, er hat ohne allen Zweifel seinen Tod in den Flammen gefunden und was das Schlimmste war, mit ihm ist zugleich das Geld verbrannt, so daß nach dem Rechte alle Habe, welche etwa der Wittwe verbliebe, zur Deckung des Deficits verfallen ist, natürlich aber nicht entfernt ausreicht.“

„Aber Augusten — wie fandest Du sie? Diese unglücklichen Geldangelegenheiten laß fallen!“

„Ich fand die Arme leider, von alle den Schicksalsschlägen gebeugt, in schwerer Krankheit und habe sie nicht gesprochen. Nur ihre Tochter, ein gutes einfaches Mädchen, habe ich gesehen —“

„Wie ist sie? Beschreibe sie mir? Würde sie in unser Haus passen? Denn daß wir für Augusten und ihr Kind sorgen müssen, darüber waren wir ja einig, Eduard.“

„Wir sind es noch. Die Kleine heißt Charlotte und ist bildhübsch — hat natürlich gar keine Tournüre und sonst auch wenig empfehlbare Manieren, aber das würde, Du weißt es, in meinen Augen kein Hinderniß sein, sie in unser Haus zu nehmen. Unsere feinen und galanten Damen könnten einmal frische Ursprünglichkeit eines ungekünstelten weiblichen Gemüths sehen und daran lernen, was ihnen — wenn auch ohne eigene Schuld — von Kindesbeinen an gefehlt hat. Schmolle nicht, liebe Therese, es ist nicht eure Schuld, es ist die Schuld einer Erziehung für die Gesellschaft! Also das würde für mich so wenig ein Hinderniß sein, als ihr bürgerlicher Name. Meine Ansichten kennst Du darüber. Das Hinderniß liegt in ihrer Mutter. Nie würde diese sich, so weit ich aus Deinen Erzählungen ihren Charakter beurtheilen kann, dazu verstehen, sich uns auf eine solche Weise anzuschließen — hab' ich Recht? Ich durfte es, nach reiflicher Ueberlegung, nicht einmal wagen, mich ihr als Dein Mann vorzustellen. Darum kam ich als ein Fremder. Ich bin nie in jenem Dorfe gewesen, es liegt einige zwanzig Meilen entfernt, von den Notablen des Ortes hat vielleicht keiner meinen Namen gehört, doch nannte ich ihn aus Vorsicht gegen keinen Menschen, sondern erklärte nur meine Ankunft und meine Sorge um die Familie durch

Verwandtschaft. So sprach ich auch Charlotten, schärfte ihr ein, vorläufig der Mutter gar nichts über mich zu sagen, gab ihr die nöthigen Mittel, um sich Pflege und Bequemlichkeit zu schaffen, und reiste dann ab, um meinen Plan, über den ich nun im Klaren bin, weiter vorzubereiten."

„Du bist aber so lange ausgeblieben?" fragte die Baronin.

„Höre nur. Auguste darf in jener Gegend nicht länger bleiben, das steht fest. Ihres Mannes Name ist mit einem bösen Flecken behaftet — gibt es doch Manche, welche behaupten, er selbst habe das Feuer angelegt, um dabei mit guter Manier zu entkommen, was ihm nun freilich nicht geglückt; ich habe den Gerichtsmann gesprochen, welcher bei ihm die Wache gehabt, dieser sagte mir, daß er die Thüre aufgeschlossen, um den Unglücklichen herauszulassen, es sei aber schon zu spät gewesen, das Feuer habe zu schnell um sich gegriffen. Sollte wirklich für jenen Verdacht etwas Grund sein, so wäre die Strafe der That schauerlich auf dem Fuße gefolgt. Auguste wird aber und kann nach Allem nicht in unser Haus treten. So bin ich auf die Idee gefallen, ihr in meinem alten Meierhofe am Ellinger See eine Freistatt zu bereiten."

„Wo ist das?“ fragte Therese. „Das ist mir ganz unbekannt.“

„Auch ich bin wohl in zwölf bis funfzehn Jahren nicht dort gewesen. Es ist ein Haus am See schön gelegen, sehr wohnlich — mein Vater brachte oft zur Jagdzeit Wochen dort zu, auch Damen haben in früheren Zeiten dort gewohnt, wie noch die ganze Einrichtung zeigt. Ein Paar Nebengebäude gehören dazu, welche ein Wirthschafter mit seiner Familie bewohnt. Auguste wird sich dort sehr wohl befinden — und wenn sie sich aus all' ihren traurigen Verhältnissen erlöst, in eine sorgenfreie Lage versetzt sieht, wird sich auch eine Annäherung zwischen euch Schwestern wieder finden. Doch hierin keine Uebereilung, das muß die Zeit bringen.“

„Aber erfahren wird sie ja doch, bei wem sie sich befindet?“ wandte Therese ein.

„Das wird sich vielleicht nicht vermeiden lassen, indessen werde ich suchen der Sache eine andere Wendung zu geben, welche sie nicht abstößt. Ich selbst, wenn ich hinkomme —“

„Du willst sie hinbringen? Das ist sehr gut, Eduard. Du bist doch immer rasch zum Entschlusse.“

„Ich werde sie auch öfter besuchen. Das wird nothwendig werden; Auguste darf wohl eine Weile

dem wohlthätigen Einflusse der Einsamkeit überlassen bleiben, aber nicht auf längere Zeit, denn sie muß das Leben, das ihr bis jetzt nur Herbes und Widerwärtiges geboten haben mag, wieder von einer lichten Seite kennen lernen. Es ist mein Vorsatz, dahin zu wirken."

„Du trefflicher Mann!" sagte Therese und küßte ihn.

„Auch, um von dem lieben Mammon zu reden — sie ist enterbt worden —"

„Gott im Himmel, ja! Ihr gehört ja mein halbes Vermögen! Sie muß es wieder erhalten!"

„Ueberlaß diese Angelegenheiten mir, Du legst sie in keine eigennützige Hand. — Ich werde, sage ich, Augusten öfter besuchen, und muß schon Anfangs, so ungern ich es thue, unter einem andern Namen kommen — der meinige würde ihren Stolz aufstacheln, daß sie Alles verschmähte!"

„Ja, ja! Du wirst schon alles einrichten, wie es gut ist. Ich vertraue Dir Augustens Glück."

Der Wagen erreichte eben den Vorplatz, wo eine Gesellschaft in Gruppen stand, um die Ankommenden zu empfangen. Der Baron fand unter ihnen manchen neuen, willkommenen Gast.

„Sieh da, Klinger!“ rief er erfreut einem jungen Manne zu, desses freies Gelock und entblößter Hals nicht recht in diese Gesellschaft zu passen schien. „Haben Sie endlich auf ihren Kometenbahnen Zeit gehabt, an Ihr Versprechen zu denken? Sein Sie mir herzlich gegrüßt — ich hoffe Sie auf eine längere Zeit zu besitzen.“

„Wenn Sie mir einen stillen Winkel gönnen wollen, ein Paar angefangene Bilder zu vollenden —“ sagte der Maler.

Wir kennen ihn schon von seiner Reise mit der Schwester der Baronin: er war unterdessen auf eine weitere Irrfahrt ausgewesen und kam nun fast zufällig in diese Gegend, wo er Hohenroda, welchen er früher in München kennen gelernt hatte, besuchte. Keine Ahnung hatte er natürlich, daß die interessante Frau, welche sein entzündliches Künstlerherz trotz ihres reiferen Alters angezogen hatte, die Schwester der Dame vom Hause sei; beide sahen sich auch nicht ähnlich; er sprach überhaupt von jener Reise nicht — ein Beweis, daß er sich ein wenig seines Gefühls, das er einem Rausche verglich, schämte, und wahrscheinlich noch mehr des Sturzbades, das ihn abgekühlt hatte. Noch ehe der Baron heimgekehrt war, hatte er sich schon in dem kleinen Zimmer mit der schönen Aussicht nach dem Parke, welches ihm ange-

wiesen worden, eingenistet und seine Staffelei aufgestellt, als gelte es, hier mondenlang zu verweilen. So schnell aber seine Zelte aufgeschlagen waren, so schnell fielen sie auch und es nahm ihn selbst Wunder, als er sich nach einiger Zeit besann, wie lange er schon hier sei. Nicht ihm allein ging es so, die Gastfreiheit des Hauses, noch mehr aber die zwanglose Gemüthlichkeit, welche hier waltete und Jeden thun und leben ließ, wie es ihm lieb war, vor Allem aber die herzliche Weise des Hausherrn, machten die Tage unmerklich vorübergehen und fesselten Jeden, der einmal die Schwelle der Moersburg betreten hatte, länger, als es ihm gewöhnlich in den Sinn gekommen war.

Der Baron blieb für jetzt nur eine kurze Zeit daheim. Es galt nun den Plan, welchen er für seine Schwägerin weiter ausgebaut hatte, in das Leben zu führen. Der Arzt, welchen er bei seiner Heimkehr gesprochen hatte, war durch ihn veranlaßt worden, ihm nach einem bestimmten Orte unter der Adresse, welche er ihm gesagt, Nachricht über die Genesung der Kranken zu senden — Hohenroda lächelte über sich selbst, welche Geschicklichkeit zu Intriguen er zu seinem eigenen Erstaunen in sich entdeckte: wie hatte er dem ehrlichen Regimentsarzt seine Verwandtschaft mit der verlassenen Frau, seinen falschen Namen und

Wohnort, wie die angeblichen Beweggründe seines Handels glaublich gemacht und hier, wie ruhig seinen Reitknecht nach den unter jenem falschen Namen auf der nahen Station poste-restante liegenden Briefen geschickt! Er wurde oft besorgt, daß Alles so gelang, denn er fürchtete, wie der Gastfreund des Polykrates, daß im Hintergrunde noch ein böses Geschick lauere, vor dem er zu Schanden werden könne. Vor der Hand war noch klarer Himmel und ebene Bahn.

Die Kranke hatte sich bereits so viel erholt, daß sie das Bette und bald das Zimmer verlassen konnte. Sie war noch sehr schwach und ihre Tochter hielt getreulich, was sie dem fremden Verwandten gelobt hatte: kein Wort von seiner Erscheinung ging über ihre Lippen, sie hatte sogar das Herz den Offizier, als es gefährlich wurde, daß er mit ihrer Mutter zusammentreffen könne, um eine gleiche Verschwiegenheit zu bitten. Er hatte darüber seine eigenen Gedanken, that sich auch keinen Zwang an und äußerte sie ziemlich ungenirt, wobei nur seine absonderlichen Redensarten dem arglosen Kinde ihren wahren Sinn verschleierten. Doch sah er ein, daß auch er die Kranke schonen müsse, bis sie stark genug sei, um „ein vernünftiges Wort“ mit sich reden zu lassen.

„Doctor,“ sagte er zu dem Arzte seines Regi-

ments, als er ihn eines Abends nach einem Krankenbesuche noch eine Strecke begleitete, „was meinen Sie dazu, wenn ich an den neuen Herrn Reichs- Burg- und Wildgrafen einmal in Betreff dieser armen Dinger schriebe? Er sitzt in Paris und schwelgt in allen Genüssen des Himmels und der Hölle, und hier zieht man dem armen Weibe das letzte Hemd aus, um ihres Mannes Schuld zu flicken — lumpige dreitausend Thaler, wie ich höre, das heißt lumpig für einen Wildgrafen, nicht für uns, lieber Doctor! Ich werde schreiben, Sie attestiren die Geschichte.“

Der Arzt war ein schweigsamer Mann, der sehr viel denken mochte, aber es durch wenig äußere Zeichen verrieth. Er brummte zu Wagenfeld's Idee nur vieldeutig und vergab sich dadurch nichts. Wagenfeld, der sich aber nie lange mit einer Idee trug, sondern sie, mochte sie auch nur halb fertig sein, gleich ausführte, setzte sich noch an demselben Abende, nach einem großartigen Strafgerichte über seinen Blume, der ihm nur ein einziges Licht liefern konnte, zum Schreiben nieder und richtete an den Standesherrn einen Brief voll der wärmsten Fürsprache für die unglückliche Familie. Als er seinen Namen mit einigen kühnen Schnörkeln unterzeichnet hatte, stauchte er die Feder entzwei, warf sie in die

Ecke und rief aufspringend: „Seine Erlaucht werden mir vielleicht auch Absichten unterschieben, wie ich mit mehr Recht dem Manne im Gehrocke, welcher seinen Ring in die Tasche steckte, als er zu der kleinen Charlotte ging, aber ich schüttle mir's ab. Weiß Gott aber, wenn sie nicht gar so einen Namen aus dem Küchengarten hätte und eines andern Vaters Kind wäre — Geld brauchte sie nicht zu haben, wenn ich nur reich wäre — ich könnte wahrhaftig einen dummen Streich machen und sie heirathen!" Hier schlug er aber selbst ein so schallendes Gelächter auf, daß draußen der Hund, welcher mit der Nase unter dem Thorwege lag und schon stundenlang bellte, erschrocken verstummte.

## 8.

Es war ein friedlicher Sommerabend, Auguste saß mit ihrer Tochter vor der niedrigen Thüre der Hütte innerhalb des Hofes. Die laue Luft fächelte wohlthuend die Wangen der Genesenden und gab ihnen sogar einen Schimmer ihrer frühern blühenden Farbe zurück: ernst war der Ausdruck ihres regelmäßigen Gesichts, ernster noch der Blick des dunkeln Auges, das, von der Krankheit noch größer gewor-

den, wohl von seinem Feuer, aber nichts von seiner Schönheit verloren hatte. Charlotte plauderte leichthin, die Mutter antwortete wenig. Ueber das Unglück, was sie betroffen, war sie ohnehin ganz zurückhaltend, sie hatte darüber, unnatürlich genug, selbst mit ihrer Tochter noch kein Wort gewechselt, und diese sowohl als ihre Wirthsfamilie hüteten sich, die wunde Stelle zu berühren.

Oft schon hatten Charlottens Augen verstohlen über den niedrigen Plankenzaun gespäht: es war ja heute der Tag, wo der unbekannte Oheim sich durch den Arzt hatte anmelden lassen. Sie hatte die Mutter schon etwas vorbereitet, daß sie von einem Vetter gehört, welcher noch leben solle —

„Ein Vetter von mir?" fragte die Mutter mit einer Lebhaftigkeit, welche Charlotten besorgt machte.

„Ich weiß es nicht," sagte sie furchtsam. „Ich glaube, er ist mit dem Vater verwandt. Der Herr Doctor sagte, sobald Du wieder gesund wärest, könnte er herkommen."

Die Mutter schüttelte den Kopf und verfiel wieder in ihr Nachsinnen, aber Charlotte bemerkte jetzt wirklich den Mann, auf dessen Ankunft sie mit zagender Hoffnung gewartet hatte. Er kam langsam über die Dorfstraße daher, in allereinfachster Klei-

dung, sogar eine Mütze, statt des Hutes, auf dem Kopfe, einen derben Reisestock in der Hand, nichts Aristokratisches an der ganzen Erscheinung.

An der offenen Hofthüre stand er still — das Bild, das sich ihm darstellte, ergriff ihn mächtig, so hatte er sich die unglückliche Frau nicht gedacht: er hatte geglaubt, ein früh gealtertes, von armseligem Leben und harter Arbeit gebeugtes Weib, welchem die Gemeinschaft, in welcher sie sich durchgeschlagen, ihren abstoßenden Stempel aufgedrückt habe, zu erblicken, statt dessen fand er zwar eine kranke, aber noch immer eine edle Gestalt, welche zwar den Ausdruck des Leidens, aber vielleicht eben dadurch eine verklärte Schönheit in ihrem blassen Antlitze trug, die sein Herz in Mitleid und inniger Rührung bewegte. An ihrer Seite das frische blühende Mädchen, deren Hand in der ihrigen ruhete, über Beiden das grüne Schirmdach der Linde, ringsumher die bescheidene Wirthschaft des Bauern, der sie gastlich aufgenommen; der ganze Anblick hatte für den Freiherrn etwas Ueberwältigendes, so daß er sich erst fassen mußte, ehe er näher trat.

Seinen Gruß von fern hatte Charlotte erwiedert. — „Wer ist das?" fragte die Mutter.

„Sie kennen mich wohl nicht?" fragte der Fremde, indem er mit ruhigen Schritten sich nahete.

Auguste erinnerte sich nicht, ihn je gesehen zu haben, aber sein Auge, als ihr Blick darüber hinstreifte, war von einem feuchten Glanze erfüllt, der Theilnahme unverkennbarem Zeichen.

„Wenn ich Ihnen auch meinen Namen nenne," fuhr der Fremde fort, „so kennen Sie mich doch nicht, aber ich bin ein Verwandter und heiße Klinger."

„Klinger?" wiederholte Auguste sich besinnend. „Mir ist, als hätte ich den Namen schon gehört — doch weiß ich nicht — wie glauben Sie denn mit mir verwandt zu sein?"

„Den Grad weiß ich nicht genau — aber darauf kommt es nicht an. Ich bitte, mich für einen wahren Freund anzusehen." Dabei bot er Augusten, vor welche er nun hingetreten war, seine Hand.

Zögernd nahm sie noch Anstand, die ihrige hinein zu legen. „Sind Sie mit mir verwandt oder —?"

Hohenroda hatte sich Alles wohl überlegt. „Nein," sagte er ruhig, „Ihre Verwandtschaft kenne ich nicht, weiß nicht einmal, wie Sie geheißen haben oder wo Sie her sind. Ich bin ein Vetter durch Heirat."

Sie dankte ihm das Zartgefühl, daß er den Na-

men ihres Mannes nicht aussprach — gehört mußte er ja haben, wie alle Welt, was ihm zur Last fiel! „Also Herr Klinger? Ja gewiß, ich habe den Namen schon früher gehört, es wird seine Richtigkeit haben. Setzen Sie sich zu uns, Herr Vetter."

„Ich denke, Sie sollen sich lieber zu mir setzen, das heißt, wenn Sie morgen früh ausgeschlafen haben, auf meinen Wagen. Sie sind, Gott sei Dank, wieder in so weit hergestellt — lassen Sie mich erst ausreden, liebe Cousine — ich biete Ihnen mein Haus an —"

„Nimmermehr!" rief Auguste. „Zur Last fallen! Gnadenbrod essen! — Ich kann arbeiten, Herr Vetter, und mein Kind auch. Nehmen Sie meinen Dank für Ihr freundliches Anerbieten, aber ich darf es nicht annehmen."

„Warum nicht?" entgegnete er sehr gleichmüthig. „Sie sollen ja nicht umsonst bei mir leben, Sie sollen mir sehr nützlich sein. Ich wohne nicht auf der Meierei, wo ich Sie hinbringen wollte — mein Gütchen liegt wenigstens zwanzig Meilen davon entfernt, aber den Meierhof hab' ich in Erbpacht und da wär's mir ein großer Gefallen, wenn Sie dort, versteht sich nicht eher, als bis Sie ganz hergestellt sind, die Oberaufsicht übernähmen —"

Charlotte hatte ängstlich in ihrer Mutter Zügen gespäht, jetzt ging ein seliges Lächeln in ihren eigenen auf, denn sie las die erfreulichsten Zeichen. Wenigstens war der erste Anker geworfen.

So schnell aber, als die Tochter hoffte, war Auguste nicht für einen Plan zu gewinnen, den ihr ein völlig unbekannter Mann vorlegte, auch hatte dieser keinen schnellen Sieg über ihre gerechtfertigte Zurückhaltung erwartet und ging sehr vorsichtig zu Werke. Es kam ihm jedoch Mancherlei zu Statten. Schon der Name, dessen sie sich dunkel erinnerte, obschon sie in dem folgenden Drange des Unglücks, das über sie einbrach, vergessen hatte, wem er eigentlich angehörte, sonst hätte sich Hohenroda, welcher nicht ahnte, daß Auguste mit dem rechtmäßigen Eigenthümer desselben schon zusammengekommen war, in neue Künste verstricken müssen! Aber das Meiste trug seine eigene gewinnende Persönlichkeit bei, das Herz der armen Frau, das jetzt so sehr der Liebe bedurfte, endlich wieder einmal dem Vertrauen zu erschließen. Sie fragte viel und wich noch lange aus, aber er drängte auch nicht, er gab ihr vielmehr Zeit, sich zu bedenken, wollte wiederkommen, in acht Tagen oder drei Wochen, wenn sie es wünschte — warf aber geschickt hin, daß es ihr auch wohl lieb sein würde, bald die Gegend zu verlassen, und traf

dadurch, wenn auch etwas schmerzlich, den Nerv, der sie nun gleich zum raschen Entschlusse trieb. Es war, als bemächtigte sich ihrer plötzlich eine heiße Sehnsucht, nur hinweg von dieser Stätte des Unglücks und der Schande zu kommen, hinter sich Alles zu lassen, was daran erinnern könnte —.

„Versteht sich!" sagte der Freiherr. „Auch den Namen. Sie heißen Klinger, wie ich. Aber nun keine Aufregung weiter. Legen Sie sich frühzeitig nieder, suchen Sie ein Paar Stunden wohlthätigen Schlummers zu gewinnen: morgen in der Morgenfrische hole ich Sie ab. Gebe Gott dazu seinen Segen!"

Charlotte war an diesem Abende, nachdem ihre Mutter so süß entschlummert war, wie seit vielen Tagen nicht, noch sehr lange munter, die Luft wehte so erquickend draußen, daß sie sich gar nicht trennen konnte — als der Trompeter die Retraite vor dem Quartiere des Offiziers blies, hätte sie weinen mögen. Es war aber die höchste Zeit, daß sie der Gefahr entzogen wurde — ihr blieben dadurch Thränen erspart, welche viel bitterer noch geflossen sein würden, als diese Perlen einer kindischen Neigung, an welcher ihr Herz nicht verblutete.

Am andern Morgen ritt Wagenfeld langsam an

dem Plankenzaune vorüber, wo ihm sonst jedes Mal ein freundlicher Gruß geworden war, heute ließ sich Niemand blicken — war die Mutter von Neuem erkrankt? Früher als sonst beendigte er seinen Ritt, aber auch jetzt spähte er vergebens nach den hübschen schwarzen Augen, welche er stets hinter der dunkelsten Fensterscheibe erkannt hatte, vor dem Thorwege aber stand des Gerichtsmanns alte Mutter. —

„Nun, ehrsame Wittib, was machen Eure Gäste?" redete er sie an und ihre Antwort: „Sie sind abgereist," entlockte ihm einen so gräulichen Fluch, daß die Bäuerin vor Schreck erblaßte.

„Wohin? Mit wem? Gewiß mit dem Taschenspieler, der goldene Ringe escamotirt!" Und als er die Stunde und Richtung der Abreise mühsam erfahren hatte, jagte er noch eine halbe Stunde, wahrscheinlich doch auf einer ganz andern Straße, vergeblich nach. Wenn er sie aber auch eingeholt hätte?

Es war ein Gefühl stiller Zufriedenheit, wie es der armen Auguste in ihrem öden Leben sehr fremd geworden, mit welchem sie das Asyl erblickte, das ihr der treue Reisegefährte als das ihrige bezeichnete. In einer reizenden Niederung, so grün und lachend noch in vorgerückter Jahreszeit, daß es dem Auge wohlthat, lag das zweistöckige Haus, von Obst-

bäumen umgeben und wohleingetheilten Gärten, es überragte ein Paar andere Gebäude, die zur Wirthschaft eingerichtet waren, ein Erlenbach trieb weiterhin eine Mühle, deren rothes Dach hart an dem See auftauchte, welcher seinen breiten Wasserspiegel mit Buchten und Krümmungen weithin ausdehnte, Romantisch konnte man die Gegend nicht nennen — hier war Alles klar, frisch, die baare, heitere Wirklichkeit, ohne Phantasterei, eine Gegend, nicht um hier zu träumen, sondern zu schaffen und gesund zu sein. Auguste blickte mit hellen Augen über die Landschaft, und sprach sich dann gegen ihren Begleiter herzlich und dankbar aus. Sie hatte ihn auf der Reise schon so lieb gewonnen, als hätten sie sich Jahre lang gekannt.

Hohenroda war sicher, daß er hier — wenigstens auf dem Meierhofe, wo ihn von den jetzigen Bewohnern noch Niemand gesehen hatte — seinen Namen keineswegs gefährdet sah, dennoch kämpfte er mit sich, ob er Augusten, nun er sie einmal für sich gewonnen zu haben schien, die Wahrheit sagen solle. Er verschob es aber endlich bis auf seine nächste Zusammenkunft mit ihr, wo er sich auch mit Gründen zu waffnen hoffte, um dem Vorwurfe, als habe er sich hinterlistig in ihr Vertrauen geschlichen, zu begegnen. Ein Gespräch, bald nach ihrer Ankunft, als er mit

Augusten und ihrer Tochter das Haus und seine veraltete, aber höchst wohnliche Einrichtung besichtigte, diente nur dazu, ihn in jenem Vorsatze zu bestärken. Er hatte den Namen des Grundherrn genannt, von welchem er das kleine Besitzthum in Erbpacht habe, sie war sichtlich erschrocken, hatte sich aber gleich gefaßt und nur die Frage hingeworfen: ob er den Freiherrn öfters hier sähe? was er verneint hatte. Darauf war sie eine Weile still, augenscheinlich verstimmt gewesen — und hatte dann noch eine Reihe von Fragen über das Verhältniß der Pacht gethan, durch welche der Freiherr aber deutlich die Besorgniß schimmern sah, ob sie hier auch die Ruhe einer völlig ungestörten Zurückgezogenheit finden werde. Als sie nun ganz davon abgebrochen hatte, war er, um weiter zu forschen, mit einer harmlosen Frage hervorgetreten: ob sie keine nähern Verwandten mehr habe? — „Ja und nein!" hatte sie geantwortet mit einem ausdrucksvollen Zucken der Lippe. „Wenn wir uns mehr kennen werden, lieber Klinger, so erzähle ich Ihnen vielleicht etwas davon."

Mißlich stand es aber von einer andern Seite um die Bewahrung seines Geheimnisses. Er hatte das Mährchen von der Erbpacht nur für die Dauer der Reise berechnet, denn sein Vorsatz war es gewesen, bei der Ankunft oder spätestens bei seinem Abschiede

von Augusten ihr die Wahrheit zu entdecken. Eben so gut, wenn er vorausgesetzt hätte, daß er sich, wohlbegründet oder nicht, auf eine längere Täuschung einlassen werde, hätte er eine andere leichter durchzuführende Geschichte wählen können — nun aber war es nicht mehr zu ändern und er mußte sich in weiter ausgesponnene Künste einlassen. Das ist schon ein übles Ding. Mit dem Meier wurde er bald fertig. „Der Baron hat mir den Hof in Pacht gelassen, ich komme nur vorläufig her, um mir Alles anzusehen; ehe der Contract ausgefertigt wird und die Uebergabe geschehen kann, wird noch eine geraume Zeit vergehen, ich komme vielleicht unterdessen ein=, zweimal wieder, Sie brauchen keine Notiz von mir zu nehmen, bis ich mich legitimiren kann, aber die beiden Damen, welche ich hierher gebracht habe, sind mit ausdrücklicher Bewilligung des Barons hier, und sollen in jeder Weise so aufgenommen werden, als ob Frau von Hohenroda selbst gekommen wäre. Hier ist ein Schreiben deshalb an Sie, worin Sie wohl meine Anmeldung bestätigt finden werden."

Der Meier las das Schreiben und war nun vollkommen überzeugt, daß Alles seine Richtigkeit habe. Es wollte sich nun schicken, daß Hohenroda, nachdem er seine Schutzbefohlenen glücklich an Ort und Stelle

gebracht hatte, von ihnen Abschied nahm. Dieser Abschied wurde noch um einen Tag verschoben, weil Auguste darum bat. Er hatte ja, nach ihrer Annahme — gefragt hatte sie weiter nicht darum — keine Verpflichtungen und sie befand sich so wohl in seinem Umgange. Hier zum ersten Male lernte sie den Werth einer besonnenen und festen Männlichkeit, verbunden mit den wohlthuendsten Formen im täglichen Verkehre kennen, da war nichts Geziertes, noch Gemeines, da war Herzlichkeit ohne Affectation, ein klarer Blick in Verhältnisse und immer eine Schonung, welche Alles vermied, was ihr weh thun konnte. Warum hatte dieser Mann nicht geheirathet? Er hätte jede Frau glücklich gemacht. — Als er nun doch schied, war es Augusten, als wäre ihr der älteste Freund geschieden und es that ihr leid, daß sie, von einer unwillkürlichen Befangenheit angeweht, so kalt gegen ihn gewesen war.

Der Freiherr dachte unterwegs viel darüber nach, wie es möglich sei, daß sich diese Frau bei all' ihren widrigen Schicksalen doch eine solche Reinheit und Freiheit des Geistes habe bewahren können. Er hoffte bei seiner nächsten Anwesenheit mehr von ihrem Leben zu erfahren — er beschäftigte sich überhaupt sehr viel mit dieser nächsten Anwesenheit, was wir keineswegs billigen können, meine Leserinnen.

Seine Gattin empfing ihn mit großer Freude. Er mußte ihr Alles erzählen, wie es ihm gelungen war, Augusten zu „entführen,“ weniger interessirte es sie, welche Schritte er gethan, um sie aus dem Banne der standesherrlichen Jurisdiction zu lösen, in welchem sie noch verstrickt gewesen, es interessirte sie dies weniger und doch verweilte der Baron hierbei vielmehr als bei der Person ihrer Schwester, von welcher sie Ausführliches zu hören wünschte. Ueber die Verlegenheit, in welche er gerathen, als er die Rolle des Herrn Klinger fortspielen mußte, lachte die Baronin herzlich. „Schade, daß unser Freund nicht mehr hier ist,“ sagte sie. „Du müßtest ihm doch für die Usurpation seines Namens eine Entschädigung geben. Weißt Du, daß er Augusten kennt?“

Der Baron erschrak etwas, ihm wäre vor der Hand wenigstens eine übereilte Entdeckung unangenehm gewesen.

„In seinem Skizzenbuche hat er ihr Portrait. Sprechend ähnlich, wunderschön! Denn das mußt Du mir gestehen, Eduard, daß Auguste noch jetzt eine sehr schöne Frau ist!“

„Nun —,“ erwiederte der Freiherr, „ich weiß doch nicht — vielleicht, daß ihre Krankheit —“

„O Du bist difficil in der Schönheit, ich kenne

Dich! Aber hier darfst Du nicht streiten, nenne mir Eine unserer Bekannten, die sich an Wuchs und Gesicht mit Augusten messen könnte! Wir sind ganz unähnlich!"

„Sehr unähnlich!" bestätigte der Baron. Noch war ihm diese Wahrheit nicht so unwidersprechlich aufgefallen. „Aber wie ist Klinger zu ihrem Bilde gekommen?"

„Auguste ist mit ihm gereist, ganz allein, als sie zu mir kam, die Arme," — und so berichtete die Baronin dem Gemahle das Reiseabenteuer, welches Klinger, da sie das Bild in seiner Mappe entdeckt, mit großem Humor zum Besten gegeben hatte.

„Weiß er ihren Namen und wer sie ist?" fragte Hohenroda, und als sie beides verneinte, lobte er ihre Klugheit und ließ das Gespräch fallen, welches ihr noch lange nicht erschöpft schien.

Es verging nun einige Zeit und Therese mußte ihren Gatten endlich daran erinnern, daß er doch Nachrichten von Augusten einziehen solle. Er schien sich gar nicht mehr um sie zu bekümmern und wahrhaftig, es war ihm redlicher Ernst, das nicht mehr zu thun, als seine Pflicht im strengsten Sinne verlangte. Nicht, als ob er schon mit letzterer im Widerspruch gerathen wäre? Aber ein klarer und lau-

terer Charakter, wie Hohenroda war, konnte sich nicht in unbestimmten Selbsttäuschungen wiegen: er hatte erkannt, daß er für die Schwester seiner Frau ein Interesse fühlte, wie es durch ihr Unglück und die nahe Beziehung, in welcher sie zu ihm stand, wohl gerechtfertigt war, daß sich aber dies Interesse durch einen nähern Umgang mit ihr bis zu einem gefährlichen Vergleiche steigern könne, zu welchem Therese, als sie die Unähnlichkeit zwischen Augusten und sich berührte, selbst den Impuls gegeben hatte; das fühlte Hohenroda auch und ein unruhiges Gefühl, das ihn, keineswegs wohlthuend, zuweilen beschlich, wenn er daran dachte, daß er doch zu ihr reisen und Alles aufklären müsse, diente keineswegs dazu, jene Zweifel zu beschwichtigen. Als aber Therese ihn wiederholt daran mahnte, dünkte es ihm unmännlich, länger die nothwendige Lösung zu verschieben und er beschloß die Reise.

„Das nächste Mal begleite ich Dich!“ sagte seine Frau. „Du wirst Augusten schon mit dem Leben versöhnt haben, und wenn sie nicht zu mir kommen will, so reise ich zu ihr und recht oft!“

Der Gedanke war dem Baron ein sehr erfreulicher, er versprach, Augusten darauf vorzubereiten.

„Es ist mir überhaupt zu gefährlich, Dich allein

bei Augusten zu wissen — sie verdunkelt mich armes Weib zu sehr!" scherzte die Baronin, und lachte, daß er es so schwerfällig aufnahm.

## 9.

Auf Sturm und Regen, welche eine Zeit lang die Wellen des Sees gepeitscht und aufgestört hatten, war eine klare Herbstwitterung gefolgt, keine Wolke tauchte in vielen Tagen am Horizonte auf und im warmen Sonnenscheine spannen sich die fliegenden weißen Fäden weit über die Flur.

„Jetzt wird Klinger kommen," sagte Auguste zu ihrer Tochter. „Er hat es mir zu gewiß versprochen."

Trotz dieser sichern Erwartung überraschte sie seine Ankunft als er eines Abends unangemeldet zu ihr in den Garten trat, so daß sie sich nachher ihres kindischen Betragens wegen schämte — auch ihn hatte es augenscheinlich in Verlegenheit gesetzt. Bald aber waren beide, wie es Leuten von gesetztem Alter — Auguste hob das lächelnd hervor — geziemt, wieder in die Stimmung gekommen, welche zum Geschäftsleben paßt: und dies sollte ja eigentlich besprochen werden.

Hohenroda fand Augusten so verändert, daß es ihn staunen machte. Die kurze Zeit des Seelenfriedens und der Ruhe, welche sie hier genossen, hatte sie wahrhaft erquickt; ihre Farbe zeigte zwar noch in manchen Momenten die Spur der überstandenen Krankheit, auch ihre Haltung hatte noch nicht jenen festen königlichen Adel wieder gewonnen, der sie sonst trotz ihrer ärmlichen Kleidung auszeichnete, aber eben dadurch war ihre Schönheit eine mildere geworden und trug den ächtweiblichen Reiz, welcher den Mann von Charakter stets mehr anzieht, als das Imposante einer Frau im großartigen Style. Wie tiefen Eindruck aber auch dies äußere Wesen auf ihn machte, mehr noch wirkte das vertrauensvolle Entgegenkommen ihres Gemüths, das sich wohl nun zuerst bewußt worden war, wie auch über den stolzesten Sinn eine Zeit kommt, da er auf eigene Kraft nicht mehr bestehen kann, sondern das Bedürfniß fremder, theilnehmender Hülfe fühlt. Auguste war gewiß ihres Selbst sicher, und glaubte das Gefühl, das sie zu dem biedern Freunde zog, nicht falsch zu verstehen, sonst würde sie streng ihres Herzens Pforten vor ihm geschlossen haben: denn ob auch der treue Helfer — sie wußte es nicht anders! — frei war, durch keine Pflicht gebunden, sie selbst war es nicht! Und mit Schauder füllte sie dies Bewußtsein, daß die Kette,

welche alle Welt durch den Tod gebrochen glaubte, noch fest hielt — darum aber trieb es sie gerade, dem klaren Urtheile des Einzigen, dem sie vertraute, Alles zu sagen, ob er vielleicht auch hier Trost und Rath spenden könne.

Nur ganz kurze Zeit hatte Hohenroda bleiben wollen, nur so viel, um Augusten sein eigentliches Verhältniß zu ihr mit den Gründen seines bisherigen Schweigens zu offenbaren. Es fand sich aber, unglaublich, wie es ihm oft selbst schien, weder am ersten, noch am zweiten Tage dazu ein schicklicher Moment, und erst am dritten, als Charlotte mit den Töchtern des Meiers auf den See hinausgefahren war, die Mutter und den väterlichen Freund allein lassend, wollte der Augenblick kommen, wo beide sich verständigen mochten.

Auguste nahm den Anfang für sich. „Sie sind der Erste, welchem ich einen Blick in meine trübe Vergangenheit gewähre —" begann sie, von aufstürmenden Erinnerungen tief bewegt. „Aber Sie haben ein Recht darauf, denn Sie sind der Einzige, der sich in meinem ganzen Leben mir als wahrhafter uneigennütziger Freund gezeigt und ich stehe so hinausgestoßen aus aller Convenienz und Bedenklichkeit, daß ich auch von der kurzen Zeit, welche ich Sie nur kenne, nicht reden will. Zeit bedarf es nicht

lange, wo das Vertrauen den guten Ankergrund findet." — Ihre Ausdrucksweise, welche zu ihren äußern Umständen so wenig paßte, hatte früher schon manchen, wir erinnern an ihren Reisegefährten, den Maler, gewundert — für Hohenroda war sie kein Räthsel. Er hörte nun weiter die Geschichte ihrer Jugend, um welche sie keine Schleier wob, es rührte ihn, daß sie den Unwürdigen, der sich ihres Herzens, statt es auf den Pfad der Tugend zu führen, der sich auch ihres Geistes, dem er die Quellen der Wahrheit und Erkenntniß erschließen sollte, bis zur willenlosen Sklaverei bemächtigt hatte, nicht anklagte, sich selbst vielmehr in ihrem kindischen Trotze, (den er freilich gegen Alle, selbst gegen den Vater aufgestachelt) die volle Schuld beimaß; die gräßliche Katastrophe, welche er schon durch seine Gattin wußte, hörte er nun in ihrem nähern und auch in ihrem psychologischen Zusammenhange. Auguste erzählte sie in einer Art, daß dem Hörer das Herz in der Brust zu zerspringen drohte — ihr waren längst all' die Trughüllen zerstreut, welche damals eine schändliche Sophisterei um die That, zu der sie gebracht worden, geworfen hatte, nicht ihr Eigenthum, nicht ein bloßes Ergreifen unbillig ihr vorenthaltener Rechte war es, was sie darzustellen hatte, nicht eine That im guten Glauben —.

„Sie verachten mich!“ sagte sie leise, als ihr stockendes Wort so weit gekommen, und ihr Auge vor dem erneuten Bewußtsein zu Boden gesunken war.

Er nahm ihre Hand, sie brach in Thränen aus, sie lehnte ihr Haupt an seine Brust und er legte sanft seinen Arm um sie — lautlos saßen beide eine Weile.

Dann rief Auguste wieder ihre Kraft zurück: zu entschuldigen, zu mildern war hier nichts, als nur durch die weitere Darstellung ihrer Schicksale. Der Vater hatte sie auf der That entdeckt, wußte schon um ihr Verhältniß zu dem Gewissenlosen, und konnte nach seiner Ueberzeugung nichts mehr thun, als beide, reich ausgestattet, hinauszuschicken in die Welt, mit seiner Einwilligung, aber nicht mit seinem Segen zu ihrer Verbindung: nur sollten sie nie zurückkehren und niemals ihm noch ein Zeichen ihres Daseins geben. Es war eine lange traurige Erzählung, welche nun folgte: wie Anfangs zwar, nachdem die Schmerzen dieser Trennung überwunden waren, ein Hochleben in Fülle und Freude, in dem schönen Süden, namentlich lange in Italien, gefolgt war, wie dann aber allmälig ihr Geist zur Erkenntniß gereift, ein Schleier der Täuschung nach dem andern gesunken, neue Umgebungen, neue Unternehmungen ihres

Gatten, zu denen ihn nach und nach das schwindende Vermögen gedrängt, dies Erwachen ihres Geistes nicht aufhalten können und wie bei diesem Erstarken allmälig all' der Glanz und Schimmer, der Heiligenschein um sein Haupt erblaßt, sein göttliches Bild, wie es in ihrer Seele makellos und unfehlbar gestanden, bald und mit sinnzerstörendem Abfalle zu seiner natürlichen Häßlichkeit entzaubert worden war und auch sein geistiges Uebergewicht, wie ein Kartenhaus, zusammengefallen, bis der Mann, der ihr so groß und erhaben gedünkt, nun eher ein Gegenstand ihres Mitleids geworden, um seiner Schwäche willen. Dann hatte das Unglück auch in äußern Dingen sie verfolgt, nirgend ein Segen, wo immer sie sich niederließen und endlich in ihrem letzten Verhältniß, wo sie hätten durch Fleiß und Ordnung sich behaupten können, waren zwei schreckliche Neigungen ihres Mannes, denen er sich in seinem Unglücke hingegeben und die er nicht mehr zu meistern vermochte, endlich die Ursache ihres vollendeten Verderbens geworden: das Spiel und der Trunk.

„Vergessen Sie diese Zeiten bitterer Prüfung," sagte Hohenroda, als die Erzählerin bis auf diesen Punkt gekommen war und vor Bewegung nicht weiter sprechen konnte. „Eine bessere Zukunft liegt vor Ihnen, wo Sie noch glücklich sein werden — kein

Gedanke an den Todten möge Ihre Seelenruhe trüben."

„Er ist nicht todt —" flüsterte Auguste und ein Beben zuckte durch ihre Gestalt. „Er lebt!"

„Unmöglich!" rief Hohenroda erschrocken.

„Ach, Sie wissen noch nicht Alles," fuhr sie leise fort. „Was ich Ihnen aber jetzt vertrauen werde, muß in Ihrer Brust ruhen, wie in einem verschlossenen Sarge. — Er ist nicht todt — und eine Summe, welche ich von meiner gütigen Schwester erhielt, ist nicht verbrannt — sondern — er hat sie mir genommen."

Der Unwille des Freiherrn sprühte in einem lauten Worte aus. — „Wie er aus dem verschlossenen Zimmer entkommen ist, weiß ich nicht," sprach sie trostlos weiter, „ich war, nur an ihn denkend, hingeeilt, wo ich ihn in Gefahr wußte, der Rauch ließ mich nicht mehr hineindringen — und mit Schrecken dachte ich jetzt meines Geldes, denn es war sehr viel, unter meinem Kopfkissen hatte ich es versteckt, ich lief zurück in meine Kammer, da sprang er mir entgegen — in seiner Hand das Tuch mit den Banknoten — ich griff danach, ich bat ihn, sich und uns nicht zu verderben — ich glaube, er hat mich zurückgestoßen, daß ich niedersank — mein Gedächtniß ist hier umnachtet! Als ich wieder zu mir kam, war er fort!"

„O lassen Sie uns abbrechen, meine arme Freundin!“ rief Hohenroda. „Möge er nie wieder vor ihr Angesicht treten, in das er unwürdig ist zu schauen! Sie haben ihn aufgegeben, und Ihre Spur, selbst wenn er sich Ihnen wieder nähern wollte, ist ihm verloren. Lassen Sie mir Zeit nachzudenken, was hier zu thnn ist, damit Sie in keine Beziehung jemals wieder zu ihm kommen. Ich werde das Band, das Sie vor Ihrem Gewissen noch an ihn fesselt, zu lösen suchen, geben Sie mir nur die Erlaubniß dazu.“

In der Seele Augustens war dieser Gedanke wohl auch schon heimisch geworden, nur kämpfte er noch mit einer andern strengen Mahnung, welche von der Pflicht sprach und beschworener Treue. Sie konnte daher dem Freunde noch keine Hoffnung geben, daß sie auf seinen Rath eingehen werde. — „Wüßte ich, wo er ist und ob ich ihm helfen kann!“ seufzte sie.

„Es ist doch unmöglich,“ rief Hohenroda, „daß Ihre Liebe, daß Ihr Herz dem Verbrecher am Heiligthume noch gehört!“

Sie schüttelte traurig den Kopf. Es trat eine Pause ein, welche beiden lästig fiel, ohne daß sie eine passende Brücke in ein anderes Gespräch fanden.

„Vertrauen Sie mir ihr ferneres Schicksal —“ begann Hohenroda endlich.

„O wenn ich Ihnen nicht vertrauen könnte! Wenn ich mich auch in Ihnen täuschte!“ rief sie lebhaft und hob ihr großes sprechendes Auge mit voller Innigkeit zu ihm auf.

Er erröthete — es war das Gefühl, daß er sie dennoch, obschon aus bester Absicht, hintergangen hatte, welches ihm das Blut in die Wangen trieb — sie aber kannte diese Ursache nicht, und eine leichte Glut stieg verrätherisch auch in ihrem Antlitze empor, dann stand sie ohne ein Wort mehr zu sagen auf und trat an das Fenster. Die Aussicht auf den See bot ihr zugleich den heimkehrenden Nachen ihrer Tochter.

Hohenroda war eben im Begriffe gewesen, ihr zu sagen, daß er ihr Schwager sei und durch die Anmeldung seiner Frau bei der Schwester zugleich die eigene Festigkeit wieder zu gewinnen, aber seit er vernommen hatte, daß Augustens Mann noch lebe, daß sie durch Pflichten gefesselt sei, an denen sie noch getreulich hing, sah er keine Gefahr mehr — ja es überkam ihn durchaus erkältend, wenn er sich die Frau in ihrem widrigen ehelichen Verhältnisse zu dem gewesenen Informator, der nun mit vielen andern angenehmen Prädikaten ausgestattet werden konnte, recht

lebhaft dachte. Es war also für heute, besonders da eben die Tochter heimkehrte, durchaus kein Anlaß mehr zu reden; brieflich wollte er es abthun.

Wie mißverstand er doch die Regung, welche ihn überfiel, als er sich mit all' jenen Gedanken zu erkalten meinte! Es hätte ihm keine größere Selbsttäuschung widerfahren können.

Charlotte kam in großer Aufregung daheim — sie hatte ein Abenteuer bestanden, ein Abenteuer zur See! Als die Mädchen von einer kleinen Insel, wohin sie sich selbst gerudert, heimgekehrt waren, mit ihren hellen Stimmen ein Lied nach dem andern singend, hatte sich auf einmal ein Kahn, auf den sie anfangs gar nicht geachtet, ihnen quer durch die Flut genähert: in dem Kahne hatte ein fremder junger Mann gesessen, mit langen schwarzen Haaren, der hatte sie von fern gegrüßt und seinem Schiffer augenscheinlich Befehl gegeben, gerade auf ihren Nachen zu halten. Sie waren gleich verstummt und hatten sich gefürchtet, hatten die Ruder zur eiligsten Flucht gebraucht — trotz alles Zurufs von dem fremden Manne. Der hatte dann auf ihren Kahn förmlich Jagd gemacht und sie bis an das Ufer verfolgt, wo sie, kaum gelandet, sofort im flinken Laufe durch das Gebüsch nach Hause geeilt, ohne sich weiter nach dem Fremden umzusehen.

„Also auch Piraten haben wir hier?“ sagte Hohenroda lächelnd, nachdem er Anfangs bei der Erwähnung des Fremden eine unbestimmte Besorgniß gefühlt hatte.

Für den Abend gab dies kleine Ereigniß noch mehr Stoff zum Gespräch, denn eine von den Töchtern des Meiers kam zu Charlotten und erzählte ihr wichtig, daß sie den Schiffer, welcher den Fremden gefahren habe, sehr gut kenne, sie werde also schon hören, wer es gewesen. Er war übrigens, nachdem es ihm nicht geglückt, den Nachen der Mädchen noch auf dem Wasser zu entern, wieder umgekehrt und gar nicht an das Land gestiegen.

Hohenroda neckte die Kleine mit dem Fremden und spann daraus die Fäden zum heitersten Gespräche, die Mutter wurde nach und nach von den trüben Schatten, welche sich in Folge der neugeweckten Erinnerungen auf ihre Stirn senkten, auch befreit und wie lebendig, von Geist und Phantasie geschmückt, konnte dann ihre Unterhaltung sein! Es waren dies die Perlen, welche sie aus besserer Zeit bewahrt hatte.

Der Freiherr reisete am andern Morgen ab — Charlotte wollte dem Onkel, den sie schon zärtlich liebte, die Hand küssen, er litt es nicht, sondern gab

ihr einen väterlichen Kuß, und ihre Mutter, welche mit feuchtem Blicke dabei stand, reichte dem Freunde stumm die Hand. So schieden sie.

Unzufrieden mit sich selbst kam er nach Hause. Er hatte eigentlich gar nichts von all' dem ausgeführt, was er sich vorgenommen hatte, weder sich selbst entdeckt, noch Theresen angemeldet, wie sie es ihm doch ausdrücklich aufgetragen. Nichts brachte er heim, als eine volle Einsicht in ihre Verhältnisse, damit hoffte er sich denn auch bei seiner Gattin zu entschuldigen — der briefliche Weg der Verständigung mit Augusten blieb ihm ja doch, es war freilich herzlos — denn das geschriebene kalte Wort, das sie verletzen mußte, konnte nicht durch den freundlichen Blick und den Ton vom Herzen gemildert werden.

Seine Knaben fand er zu Hause, es waren wegen der Krankheit, welche auch in der Hauptstadt wüthete, Beurlaubungen der jungen Militairzöglinge eingetreten. Die lärmende Fröhlichkeit des Empfangs half dem Vater leicht über den Moment hinweg, der ihn sonst durch viele Fragen seiner Gemahlin in Verlegenheit gesetzt hätte. Sonst war die Moersburg von Gästen verlassen und ohne die Cadetten wäre es sehr still in dem Salon gewesen, wo die beiden Gatten in gewohnten Stunden vereint waren. Die Baronin war zwar eine elegante, vielbelesene

Frau, aber ihre Unterhaltungsgabe gehörte nicht zu den glänzenden, und in manchen Dingen war sie nach ihren Ansichten noch ein Kind, wir haben es gesehen — ein argloses, vertrauendes Kind!

Sie lebten sehr glücklich, die beiden Gatten. Es war nicht eine glühende, noch minder eine romantische Leidenschaft gewesen, welche sie zu einander geführt hatte — diese Partie war geschlossen worden, wie so viele, aus einigem Wohlgefallen und noch mehr aus Rücksichten auf die vollkommen passenden Verhältnisse, die Ehe war eine vortreffliche gewesen, wie des Freiherrn edler Charakter, seine Lauterkeit in jeder Beziehung wie die Herzensgüte seiner Gemahlin, allerdings auch die glänzende äußere Lage, wohl verbürgte. Und bis jetzt konnte Hohenroda mit voller Ueberzeugung sagen, daß er in seinem Eheglücke noch nichts vermißt, kein weibliches Wesen kennen gelernt habe, welches ihn zu ungünstigen Vergleichen mit seiner Gattin hätte verleiten können. Stellte er sie denn jetzt an und war die Zeit der Prüfung über ihn gekommen?

„Ich glaube, daß es Dir schwer wird, Augusten Deinen gutgemeinten Betrug zu gestehen, und Du hast ganz Recht, schriftlich klänge Alles noch härter, so will ich es übernehmen," sagte Therese, als wiederum ein Paar Wochen vergangen waren, ohne

daß er seinen Vorsatz ausgeführt hätte. Er war sehr zufrieden damit und verabredete mit ihr schon die Reise und wie sie Alles einrichten wollten, um der Schwester so viel als möglich jedes herbe Gefühl zu ersparen. Nur die eingetretene böse Witterung des Novembers hinderte einstweilen noch die Ausführung des Planes, von welchem Hohenroda allseitigen Seelenfrieden hoffte. Ihn riefen Geschäfte nach der Hauptstadt, welche er erst beseitigen wollte, vielleicht war dann ein klarer Frost auf die Uebergangszeit erfolgt — Auguste durfte freilich nicht so lange ohne Nachricht gelassen werden, daher schrieb ihr Hohenroda nur in sehr allgemeinen Ausdrücken, daß er vor der Hand nicht kommen könne, ihr aber binnen Kurzem Erfreuliches zu bringen hoffe. Therese las den Brief und lachte über seinen ersten Schritt zur Besserung, daß er sich nicht mehr Klinger unterschrieb, sondern nur mit seinem Vornamen. „Weiß sie den?“ fragte sie. Zufällig hatte er ihn einmal dort genannt, den Anlaß wußte er nicht mehr.

Auch wegen der Fesseln Augustens (dafür sah er ihr Eheverhältniß an) wollte er, einen fingirten Fall setzend, mit seinem Rechtsfreunde in der Stadt, der einer der gediegensten Juristen war, sprechen, in welcher Art sie am leichtesten, ohne viel Aufsehen zu

lösen — von diesem Nebengeschäft äußerte er aber vorläufig noch nichts.

„Papa," fragte der älteste Cadet, als der Vater seine Anstalten zur Reise traf, „ist es wahr, daß die Choleracordons aufgehoben werden? Im Corps erzählten sie, daß ein Gutsbesitzer sich immer mit der Jagorschen Speisekarte, wegen des Wappens, als Paß durchgeholfen hat, wo die polnischen Soldaten gestanden — und der König hätte einen Lieutenant dafür erschießen lassen, deswegen sollten nun die Cordons aufgehoben werden, wirklich! Der Lieutenant hat Wagenfeld geheißen, ein Bruder von ihm ist noch im Corps, aber nicht in unserm."

Der Freiherr lachte über diese abenteuerliche Geschichte, wie deren noch in grandioserm Style unter den jungen Militairzöglingen, welche den feurigsten Antheil an allen Haupt- und Staatsactionen nehmen, improvisirt werden, aber der Name Wagenfeld erinnerte ihn an den Offizier, welchen er in Augustens vorigem Wohnorte getroffen hatte, und als er leichthin nach dem Regimente des angeblich erschossenen Offiziers fragte, war es in der That dasselbe Ulanenregiment, welches dort cantonnirte. Sollte doch ein Körnlein Wahrheit in diesem Spreuhaufen von Erdichtung sein?

Die Aufhebung der Cordonsperre hatte übrigens

ihre Richtigkeit und Hohenroda wußte sie schon. Da es sich nun fügte, daß er unterwegs, mit Postpferden reisend, erfuhr, jenes Regiment sei schon auf dem Rückmarsche, so scheute er den Umweg von drei Meilen nicht, um sich Aufklärung zu verschaffen, denn noch ein anderer unbestimmter Gedanke war ihm, wie ein flackerndes Licht, durch die von Ungewißheit verdunkelte Seele gegangen: ob Wagenfeld, der einige Zeit in Körbel's Hause gewesen, ihm nicht zu weitern Aufschlüssen einen Anhalt geben könne? Ihm schwebte jetzt eine hingeworfene Bemerkung desselben vor, auf welche er damals zu wenig geachtet, die aber seitdem Bedeutung gewonnen hatte: damals war es ihm nicht in den Sinn gekommen, daß Augustens Mann noch leben könne. Der Offizier schien etwas davon gewußt zu haben. — Er traf ihn jedoch zu seinem größten Leidwesen nicht, Wagenfeld war gleich nach Aufhebung des Cordons auf Urlaub gegangen und sein Diener, der mit den Pferden zurückgeblieben war und sich durch wahrhaft brutales Faullenzen für die wiederkehrende Hetze stärkte, wußte nicht einmal, wohin sein Herr gereist war.

---

## 10.

„Sie hier, Herr Baron?"

„Klinger!" rief Hohenroda überrascht. Er fand den Maler im Begriffe, einen Kahn am Ufer des Sees zu besteigen, als er in seinem Wagen durch die Wiesen auf einem Richtwege daher gefahren kam.

„O, mein hoher Mäcen, welches Glück habe ich hier gefunden! Eine Egeria, doch nein, zu einem Numa wird sie mich nicht machen, so will ich lieber sagen, eine liebliche unschuldige Dryas — deren reizendes Bild ich hier habe" — er zeigte auf seine Mappe — „mehr aber noch hier und hier!" dabei legte er die Hand auf die Stirn und das Herz.

Der Freiherr hatte Zeit gehabt, sich zu fassen und die Folgen dieser Begegnung in rasche Erwägung zu ziehen: sein Stolz sträubte sich vor weitern Verwickelungen, als ihm der erste Schritt schon jetzt gebracht hatte, aber in seinem Herzen, das auf der letzten Strecke immer stürmischer geschlagen hatte, regten sich und kämpften noch andere Gefühle. Er war ausgestiegen und hatte den Wagen langsam weiter fahren lassen.

„Erklären Sie mir, Klinger, wie ich Ihre Rede verstehen soll," sagte er, dem Anscheine nach sehr ruhig.

„O hätt' ich nur Zeit, hätt' ich Zeit! Aber es gilt eine zu wichtige Sache, das Sandkorn rinnt, ich habe keine Minute zu verlieren — drüben wartet die Eilpost nicht auf mich und ebenso wenig der Tod. Verzeihen Sie mir also, Herr Baron, ich bin so glücklich und möchte Ihnen gern meine Seligkeit aussprechen, aber ich muß fort." Er riß des Freiherrn Hand an sein Herz, sprang in den Kahn und half dem Schiffer abstoßen. Ziemlich fern schon rief er noch herüber: „O grüßen Sie mein zauberisches Mädchen! Ich werde von Ihnen dafür Grüße nach der Moersburg bringen!"

Den Freiherrn durchzuckte dieser Ruf, wie ein scharfer Pfeil. Er hatte nicht hierher reisen wollen, nur Geschäfte hatten ihn von der Hauptstadt, wo er sie nicht beendigen konnte, bis auf wenige Meilen von Augustens Freistatt geführt — sollte er nicht wenigstens auf eine Stunde hier einkehren, um ihr den Gruß des Freundes zu bringen? Aber Therese wußte nichts davon, er hatte mit ihr eine ganz andere Verabredung getroffen, was mußte sie von ihm denken, wenn sie nun von dem plauderhaften Maler sein Hiersein erfuhr? Und doch, war es zu ändern? Durfte er sich so weit Preis geben, ihm Stillschweigen zu empfehlen? Nimmermehr! Alles, was geschehen konnte, war eine möglichst schnelle Heimkehr,

um Klinger zuvor zu kommen. Aber doch unmöglich, ohne die Schwägerin und Nichte — wie betonte er diese unverfänglichen Rechtstitel in seinem Geiste! gesehen zu haben.

Welch ein Empfang wartete seiner! Auguste stand allein im Zimmer, mit einer Hand auf den Tisch gestützt, in der andern ein Zeitungsblatt, aus welchem sie wieder und wieder eine Stelle las, als könne sie den überwältigenden Sinn derselben gar nicht fassen. Als Hohenroda eintrat, dessen Klopfen sie gar nicht gehört, streckte sie den Arm nach ihm aus und rief mit leuchtenden Augen: „Sie sind es, Eduard! Geliebter Freund!"

An sein Herz wäre sie frei gesunken, hätte ihr Gefühl walten lassen und ihm den Kuß, zu dem sie dies Gefühl berechtigte, nicht verweigert — aber sein Nahen war nicht in alter Weise, zwar erkannte sie das keineswegs klar und dachte in der Gewalt des Augenblicks wohl noch weniger darüber nach, aber unbewußt theilte sich sein Wesen ihr mit und die warm überwallende Flut wurde zur Ebbe.

„Lesen Sie hier! O wie hab' ich Sie an unsere Seite gewünscht — wie sehnte ich mich nach Ihnen! Gestern kam uns dies zu und warten konnte ich länger nicht: da habe ich mich zu einem Entschlusse

bringen lassen, den nur Ihr Name mir möglich gemacht hat."

Hohenroda, in peinlicher Spannung, las: Aufruf. 1. Der Rchsgrf. v. W. Erlaucht hat den Brand- und Kassenprozeß in M. niedergeschlagen. 2. Deserteur K. ist endlich gefunden — Geld auch — Papiere — liegt auf dem Tode, aus Diensteifer angeschossen. 3. Näheres für Fr. K. im Comtoir dieser Zeitung unter O. moll. 4. Warnung vor Taschendieben, welche Trauringe verstecken.

„Das ist Wagenfeld!" rief er laut. Aufgeregt, unschlüssig blickte er Augusten an.

„Was konnte ich thun, als ist gestern dies Blatt sah?" entgegnete sie. „Ich selbst fühlte mich außer Stande, einen Schritt zu unternehmen, der mich wieder hineingeworfen hätte in alle Strudel, aus denen ich kaum durch Ihre treue Hand gerettet bin. Hier war schon seit einiger Zeit ein junger Maler — ich kann es dem Freunde wohl sagen, er war um meines Kindes willen hier und ich selbst hatte schon früher durch Zufall seine Bekanntschaft gemacht, eine ächte liebenswürdige Künstlernatur, doch von ihm später! — der hatte das auch schon gelesen und sah, daß es mich betraf. Ach, ich hatte wohl sonst ein starkes Herz, und was es barg, das konnte wohl Niemand

auf meiner Stirn lesen — jetzt ist der Stahl meiner Kraft gebrochen und ich bin ein verzagtes schwaches Weib, wie die andern! So konnte ich nicht leugnen, was er in meinen Zügen las, und heute ist er hinausgeeilt, um mir die Gewißheit meines Schicksals zu bringen."

Hohenroda suchte vergebens den rechten Ton, der hier anzuschlagen war. In diesem seltsamen Aufrufe lag etwas, das ihn beunruhigte, weil es ihn ungerecht traf — den letzten Punkt, welcher Augusten ganz unverständlich geblieben, mußte er auf sich beziehen, aber wie falsch war seine Voraussetzung!

„Wissen Sie, Klinger," begann Auguste sanft, „daß mir meine Charlotte über diese Stelle, die mich Anfangs empörte, weil ich sie für herzlosen Unsinn hielt, einen Commentar gegeben hat? Nicht wahr, Sie können mir in die Augen sehen?"

„Ja, Auguste, das kann ich!" rief er. „Was mich auch sonst für Vorwürfe gerecht treffen können, dieser ist aus einem unwürdigen Verdacht entsprungen! Ich ahne, was es bedeuten soll."

„Sie haben gar keinen Trauring zu verstecken, natürlich!"

„Ich habe — allerdings einen solchen —"

„Wie? — Aber Sie sind nicht — Sie waren vielleicht verheirathet?“

„Ich bin es!“ sprach er mit einer Festigkeit, welche er nur durch Aufgebot all' seiner Geisteskraft durch den männlichsten Sieg gewonnen hatte.

Sie trat einen Schritt zurück, die Purpurglut, die ihre Wangen gefärbt hatte, erlosch in jähem Wechsel zur tiefsten Blässe, ein Blick aus ihren dunkeln Augen traf ihn, daß er davor hätte vergehen mögen — und in diesem Momente, recht wie herbeigezaubert, um einem Unheile vorzubeugen, das vielleicht nie wieder zu sühnen gewesen wäre, in diesem Momente flog die Thüre auf und mit Charlotten, welche keine Ahnung von seiner Anwesenheit hatte, trat eilig eine Frau in das Zimmer, die vor Hohenrodas Anblick heftig erschrak. Es war Therese.

Ihren Namen rief die Schwester, zu ihr, an ihre Brust stürzte sie; wahrlich, sie war das verzagte schwache Weib, wie sie sich selbst genannt — nimmer hätte sie sonst ihren Stolz so weit vergessen, eher den Tod gesucht in den Fluten des Sees, als sich zerknirscht bekannt, besiegt vom Schicksal, dem sie bisher trotzig die Stirn geboten. Therese weinte mit ihr, küßte und tröstete sie, Alles sei ja nun gut; kein Mißtrauen kam in die Seele des arglosen Weibes! „Mein

Eduard hat also doch bekannt! Ich wollte es ihm sparen und kam darum ohne sein Vorwissen — er ist mir zuvorgeeilt. Nicht wahr, Du zürnst ihm nicht, daß er Dich täuschte? Wärest Du ihm gefolgt, hättest Du seine Hülfe angenommen, wenn er als mein Gatte gekommen wäre? Sage mir, daß Du uns nicht zürnst, daß Du uns Deine Liebe schenkst, mir und auch Eduard!"

Auguste küßte sie wiederholt und stumm unter heißen Thränen.

Lange Zeit verging, ehe sich die Frauen — denn Hohenroda hatte auf einen bittenden Blick seiner Gattin das Zimmer verlassen — zu einem gefaßtern Austausch der Herzen sammeln konnten. Und war es ein solcher zu nennen, wo er einseitig blieb? Hätte Auguste einem sterblichen Auge nur einen Blick in ihr Herz vergönnt? Abends aber, als Alle sie verlassen hatten, als auch ihr Kind von ihr gegangen und sie allein mit ihrem Gotte geblieben war, gegen den sie sich noch immer mit thörichtem Vertrauen auf eigene Kraft verblendet hatte, da sank sie endlich, all' ihres Stolzes beraubt, hülflos und demüthig auf ihre Knie und bekannte sich ohne seine Hülfe verloren!

Am Morgen trat sie klar und ernst zu den Ihrigen.

Die schlaflose Nacht, welche sie verlebt hatte, lag wohl ausgedrückt in ihrem Auge, wie in ihren Zügen, aber sie gab ihr den Reiz der Milde, der sie bisher nur selten geschmückt hatte. Mit Hohenroda sprach sie voll ruhiger Freundlichkeit über seine „Diplomatie,“ wie sie es nannte, sie konnte ihn darüber lächelnd schelten, konnte ihm dann die Hand der Versöhnung reichen! Er hatte sie nie schöner gefunden als in diesem Momente, nie so beschämt vor einem Menschen gestanden: was hatte ihm seine Eitelkeit nicht eingeredet über den Eindruck, welchen er auf sie gemacht! Auch er ließ nun, wie sie es gethan, alle Momente ihres Zusammenlebens wiederholt an seiner Seele vorüber gehen, ob er sich irgend etwas vergeben — Auguste war zu dem trostreichsten Resultate gelangt, wenigstens gab ihr Benehmen davon Kunde, und Hohenroda gelobte sich heilig, ihren Frieden auch durch keinen Blick mehr zu stören. War es eine Prüfung gewesen, welche auch über ihn gekommen, und hatte er in Wahrheit einen Moment geschwankt — nun war Alles überwunden, erstarkt auf's Neue sein Gefühl für sein liebevolles, kindlich vertrauendes Weib, die nur in ihm lebte, und so mochte er denn auch Kraft genug für den spätern ruhigen Umgang mit Augusten gewonnen haben.

Wenn Katastrophen in unser Leben treten, welche das Herz in seinen empfindlichsten Nerven berühren, da ist es recht widerwärtig, von den materiellen Interessen, die sich an jene knüpfen, zu sprechen und das Gefühl sträubt sich lange dagegen. Auch Auguste wollte davon nichts hören, als die Schwester, in der für sie selbst völlig neuen Rolle einer Negotiantin, mit ihr finanzielle Dinge verhandelte. Aber Therese, welche aus natürlichem Zartgefühle ihren Gatten nicht damit beauftragte, ließ sich in unbedingtem Einverständniß mit ihm, nicht abweisen. Sie bestand darauf, wenigstens gehört zu sein.

In einem Vortrage — gegen dessen Klarheit vom Gesichtspunkte eines Calculators Manches einzuwenden gewesen wäre — setzte die Baronin ihr auseinander, daß ihr das halbe Vermögen eigentlich gebühre, oder, wenn sie auch des Vaters Verfügung nicht umstürzen werde, wenigstens der Pflichttheil! Es war Hohenrodas Verdienst, daß seine Gattin von diesem gesetzlichen Rechte Augustens eine klare Vorstellung gewonnen hatte. Danach also würde sie immer ein Vermögen erhalten, groß genug, um sie ganz unabhängig zu machen — „und hättest Du Dich nicht so fern von uns gehalten, daß wir keine Ahnung hatten, ob Du noch lebtest und in welchem Theile der Erde, längst würden wir unsere Schuld

an Dich abgetragen haben. Nun aber genug davon: Eduard wird Alles besorgen, wir überlassen das ihm."

Was Auguste darauf erwiederte, waren halb zerstreute Worte: sie beschäftigte der Gedanke, warum wohl ihr Gatte, wenn er von diesem Rechte gewußt, nicht längst mit Ansprüchen hervorgetreten sei und ob ihr Geschick dadurch vielleicht eine andere Wendung genommen haben könnte. Seufzend mußte sie sich ihre Zweifel daran gestehen — aufgehalten nur hätte das Unheil werden können, um dann um so furchtbarer hereinzubrechen. Sie dachte nun mit schmerzlicher Ungeduld an ihren ausgesandten Boten, und schauderte vor der Versuchung eines frevelhaften Wunsches, der in ihrer Seele, oft verworfen, immer wiederkehrte. War es aber dem unglücklichen Weibe zur Sünde zu rechnen, daß ihr graute vor der Rückkehr in die alte Schmach?

Mehrere Tage mußten noch vergehen, ehe Klinger kommen konnte, denn vorweg hatte er sich in der Residenz zu den Mittheilungen zu legitimiren, welche Wagenfeld ganz in seiner eigenthümlichen Weise, die gern dem Gefühle, das er sich nicht abstreiten konnte, einen Spott anhing, mit einer an das Platte streifenden Chiffre bezeichnet hatte, und von dort konnte er erst seine weitere Nachforschung beginnen. Die Baronin wollte das Resultat auf der

Moersburg abwarten und setzte ihren Willen mit einer Hartnäckigkeit durch, welche man gar nicht an ihr kannte. Die beiden Schwestern schienen die Rollen getauscht zu haben: denn Auguste gab nach.

„Es ist Zeit," sagte die Baronin triumphirend, „daß Du wieder in unser Haus eingeführt wirst, und meine kleine Nichte dazu. — Eduard wird vorauseilen!" Und sie gab ihm noch einige geheime Instructionen für die Toilette. Es mußte für Alles gesorgt werden: daran hätte ein Mann nicht gedacht.

Welche Kunde wird Klinger bringen? Diese Frage beschäftigte Hohenroda während des ganzen Weges und noch andere, für ihn demüthigende Betrachtungen knüpften sich daran. Ueberall, wo man ihn kannte, wurden ihm die unzweideutigsten Beweise von Hochachtung gegeben — und wie sprach eine Stimme in seinem Innern von menschlicher Unzuverlässigkeit! Doch gewann er daraus die Kraft der Wahrheit, die keiner Sicherheit sich überläßt und diese Kraft ist ihm in spätern Tagen — in unsern Tagen! — wohl zu Statten gekommen.

Klinger war eben kurz vor Hohenroda auf der Moersburg angelangt — mit ihm ein anderer Mann in ziemlich abenteuerlichem Anzuge, halb Civil-, halb Militairtracht. An dem schwarzen Lockenbau zu bei-

den Seiten des lebhaften Gesichts erinnerte sich der Freiherr, wer es war. Auch Wagenfeld erkannte ihn und bat mit einem Fluche um Verzeihung, daß er ihm ins Haus falle — dabei schielte er nach Hohenrodas Hand, in Erinnerung des Ringversteckens, das er ihm nicht vergeben konnte. Dieser dachte nur jetzt, wo er Wichtigeres hören wollte, nicht daran, sonst würde er es schnell aufgeklärt haben.

Der Gatte Augustens war todt, Klinger hatte ihn nicht mehr am Leben getroffen. Auf seiner Flucht, wo es ihm Anfangs geglückt, sich mit beispielloser Frechheit durch einen Cordon zu lügen — das Körnlein Wahrheit in der Cadettenerzählung bezog sich auf ihn, dessen Fall gemeldet worden war — auf dieser Flucht war er, als er beim Mangel eines Passes zu nächtlicher Stunde sich über die Grenze stehlen wollte, und dem Anrufe eines Postens nicht Stand hielt, durch einen Schuß niedergestreckt worden. Man hatte ihn nach dem Grenzstädtchen gebracht, die bedeutende Summe, die man in seiner Reisetasche fand, war gerichtlich mit den übrigen Papieren — unbedeutenden Inhalts, aber sie enthielten Augustens Namen — in Beschlag genommen worden, aber die Meldung erst nach Augustens Abreise angekommen. Wagenfeld hatte die Angelegenheit, wir wissen es, schon früher verfolgt, er krönte

sein Werk jetzt durch den Aufruf: und ließ sich denjenigen, der sich melden würde, selbst zuweisen. So war er mit Klinger zusammengetroffen, mit ihm in jenem Grenzstädtchen gewesen, nun aber hier, um — sich gründlich zu curiren, wozu er in Heines: „Auch nach der vermählten Geliebten frug ich nebenbei" — eine solide Anleitung gefunden zu haben glaubte.

Man konnte sich auch keine barockern Ausdrücke denken, als in denen er seine Begrüßung anbrachte, als Charlotte, reizend zum Entzücken in ihrer Verschämtheit, bei der Ankunft Klinger zuerst von Allen sah und seinen Namen nannte, dann aber vor Wagenfeld erschrak. Auguste, heftig bewegt, begab sich sogleich mit ihrer Schwester und dem Maler in das Zimmer, um zu hören, was sie nun so erschütterte, daß sie sich für den Rest des Tages ganz allein abschloß — der Freiherr blieb also mit Wagenfeld zurück.

„Ihnen bin ich in Bezug auf einen Punkt Ihres Aufrufs noch eine Erklärung schuldig — der Verdacht, den jener vierte Punkt enthält, ist beleidigend."

„Satisfaction haben? fragte Wagenfeld.

„Diese giebt mir der Ring selbst, den ich abzog, um meine Schwägerin nicht zu verletzen." Er zog

den Ring vom Finger und überreichte ihn dem Offiziere. „Es ist kein Trauring, wie Sie sehen — meine Frau hat ihn mir aber als Braut geschenkt, ihre Mutter hat ihn getragen, und die Schwester kannte ihn! Sie begreifen wohl, daß ich ihr den Ring bei erster Begegnung nicht zeigen wollte.“

„Ich begreife mehr, als das, sagte Wagenfeld mit tiefer Verbeugung. „Sie stehen rein vor mir, wie ein Schwan.“ Als er in das ihm angewiesene Zimmer trat, stellte er sich vor den Spiegel und schien in die gründlichste Betrachtung seiner Physiognomie versenkt, endlich nahm er eine Scheere aus seinem Reisebestecke und schnitt bedächtig seine beiden großen Locken ab. „Ausraufen werde ich mir das Haar deswegen nicht,“ sagte er, „aber zum Gedächtniß will ich alttestamentarisch trauern. Wie diese schöne Zeit nie wieder kommt, abnorm genug war sie bei mir, so sollen auch diese Locken meinem Chef nicht mehr zum Aergerniß gereichen! Sie fallen zum Andenken — einer Dummheit!“

Auguste hatte nun über ihre Zukunft entschieden. Alle äußern Anordnungen legte sie in Hohenrodas Hand; des Malers Neigung zu ihrem Kinde, welche sie bei ihrem ersten Aufkeimen schon erkannt hatte, verbürgte ihr Charlottens Glück — doch gönnte sie hier der Zeit ihr Recht. Auf dem Meierhofe, wo sie

zuerst ein Asyl des Friedens gefunden hatte, wünschte sie bleibend zu wohnen.

„Nicht hier?“ rief Therese. „Nicht bei uns?“

„Mit all' meinen Erinnerungen?!“ entgegnete die Schwester rasch und schmerzlich.

„Du hast ein starkes Herz, Auguste!“ sagte Therese bittend, und ihr Blick traf auffordernd den Gatten, auf dessen Arm sie sich gestützt.

„Ich will es mit Gottes Hülfe bewahren!“ sprach Auguste und legte die Hand auf die schöne, stolze Brust, während ihr Auge mit einem leuchtenden Strahle sich zu dem Ehepaare hob.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

# Das Buch der Erziehung

in Haus und Schule.

Erste Abtheilung:

## Des Kindes Wartung und Pflege

und

## Die Erziehung der Töchter

**in Haus und Schule.**

Ein Handbuch für Mütter und Lehrer

von

**Julie Burow**

(Frau Pfannenschmidt.)

kl. 8. eleg. broch. 27 Ngr.

Zweite Abtheilung:

## Die Erziehung der Knaben

**in Haus und Schule.**

Ein Handbuch für Eltern und Lehrer

von

**Friedrich Körner,**

Professor an der Handelsakademie zu Pesth.

kl. 8. eleg. broch. 27 Ngr.

☛ Jede Abtheilung vorstehenden Erziehungswerkes wird **einzeln** verkauft.

Allen gebildeten Eltern und Erziehern können wir vorstehendes Werk auf das Angelegentlichste empfehlen!

Die anerkannt tüchtigen Verfasser haben in Vorstehendem den reichen Schatz ihrer Erfahrungen als Erzieher niedergelegt und sind darum beide durchaus praktisch.

Guseck, Bernd von

Girandola Novellen

Bd.: 3

Leipzig 1860